

I,
E 30405,
C.

27
30405, I, E, c,



An der Cheiss.



An der Theiß.



Stilleben

von

Friedrich Uhl.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1851.



An Walther von Goethe.

Bei der Widmung dieses Buches mußt Du weniger auf den geringen Werth desselben, als auf das Gefühl sehen, das mich drängte, Dir ein Zeichen inniger Freundschaft zu geben. Deshalb ziere ich das kleine Werk mit Deinem Namen.

Die Rechtfertigung über das Erscheinen desselben, den Lesern gegenüber, dürfte mir schwerer werden. „Ein Stillsleben in einer Zeit, der die Geschichtschreibung des Tages nur langsam zu folgen vermag!“ Diesen Vorwurf werde ich wol öfter hören. Und doch scheint er mir meine Rechtfertigung zu enthalten. Unsere Zeit, die Zeit des allgemeinen Provisoriums, ist nämlich schöngeistig-

gen Schöpfungen, reinen Formen wenig günstig, welche nur von dem allgemein Menschlichen durchhaucht werden. Die Gegenwart, Einzelfragen derselben, widerstreben hingegen künstlerischer Behandlung. So schien es mir denn nicht unpassend, Erlebnisse und Schilderungen vorzuführen, welche der Bewegung des Jahres 1848 kurz vorangehen, und dies in einem Lande, über welches der Sturm am reißendsten hinzog.

Die Wahrheit forderte eine Darstellung der Verhältnisse, wie ich sie traf. Absichtliche Vergrößerung der leisen Fäden, durch die jene Zeit mit der Gegenwart zusammenhängt, wäre unwahr, ein Herausreißen der Menschen aus ihrem häuslichen Leben zu absichtlich, die bloße Darstellung des Familienlebens hingegen zu unbezeichnend gewesen. So suchte ich also das Stilleben in jener Gegend, kurz vor dem Jahre 1848, nach seinen verschiedenen Richtungen hin zu geben. Es war trotz der folgenden blutigen Ereignisse in jenem Lande wirklich ein ziemlich ruhiges, gesellschaftliches Nebeneinander der verschiedenen

Rationalitäten. — Noch liegt ein großer Schleier über den geheimern Motiven und Personen, welche den serbischen Aufstand gegen die Magyaren hervorriefen. In den österreichischen Serben allein muß man gewiß nicht Alle suchen, denn die kirchliche und Gleichberechtigungsfrage erklären nicht zur Genüge jenes forcirte planmäßige Auftreten, wenn sie auch die Grausamkeit der Serben — ich erwähne nur die Gräueltthaten derselben gegen die Deutschen in Weißkirchen — in Etwas auf ihre Quelle zurückführen. Mögen diese Volkskämpfe die letzten gewesen sein. Das gemeinschaftliche Heil der Völker hängt nicht von ihrer gegenseitigen Aufreibung ab, ihre Kraft und ihre Zukunft beruht auf ihrer Vereinigung.

Was die Figuren anbelangt, die ich vorführe, so mögen sie für sich selbst sprechen; doch glaube ich erwähnen zu müssen, daß in dem Buche weniger Dichtung als wirklich Geschehenes zu finden ist. — Welche Anzahl Schriften riefen der warme, lächelnde, sinnende Kossuth und der kalte, fluge Görgey hervor! Die Tausende aber, die sie

führten, wurden mit dem allgemeinen Namen Honved oder Landsturm abgefertigt. Wenn man daher die specielle Beziehung des Buches zur Gegenwart durchaus fordert, so kann man einen Zug von Honveds aus den Figuren dieses Buches zusammenstellen. Da ist der Müller, der Fischer, der Feldhüter und der Jurat; der Edelmann sei der Führer, der Pfarrer der Feldkaplan und geigend mögen die Zigeuner voranziehen. Traun, eine Falstaff-Compagnie, lieber Walthher!

Da in der Gegend, die ich schildere, Magyaren und Serben nebeneinander wohnen, fehlt es auch nicht an Segnern. Der Pope Lati sei ihr Führer. Die Lieder, die ich mittheile, glaubte ich von den schleppenden fünffüßigen Trochäen entkleiden und sie, der Form nach, dem deutschen Volksliede annähern zu müssen. Mögen sie einen Theil der Frische und Tiefe haben, die Deinen Melodien, mein Walthher, Reiz und Wirkung verleiht.

Wien, im Herbst 1850.

Inhalt.

	Seite
I. Ein kleiner Ort	1
II. Ein serbischer Pope. Ein katholischer Pfarrer. Der Stuhlrichter	11
III. Serbische Lieder	35
IV. Fischer	45
V. Ein Edelmann	55
VI. Ein ungarisches Mädchen	113
VII. Müller	122
VIII. Ein deutscher Pfarrer	141
IX. Zigeuner	157
X. Ein Feldhüter	195
XI. Eine serbische Ballade	211
XII. Ein Magyarone	224



I.

Ein kleiner Ort.

— — „Wir mußten den Theißübergang forciren; bei dieser Gelegenheit ging Kanischa größtentheils in Flammen auf.“ So beiläufig lautet die Stelle eines der Haynau'schen Kriegsbulletins. Den Lesern wird sie nicht sonderlich aufgefallen sein, denn eingäscherte Städte bezeichnen gewöhnlich den Pfad des Krieges. Sie werden höchstens ein Feuermeer im Geiste gesehen haben — von der langsam dahinfließenden schilfumgürteten Theiß zurückgestrahlt. Bei allgemeinem Unglück fällt eben ein einzelner Fall nicht sehr auf. Wer hat noch Mitleid in Fülle, um es einem einzelnen Opfer in besonderm Maße zukommen zu lassen, außer den persönlich Betheiligten?

„Kanischa ist eingäschert!“ rief ein Freund, der das Bulletin gelesen, mir mit betrübttem Antlitz ent-

Stilleben an der Theiß.

gegen. Und was war Diesem Hefuba = Kanischa! Er nahm bloß Antheil an dem Schicksale dieses kleinen Städtchens, weil ich ihm Manches von demselben erzählt, und er es auch — aus meinem Buche kannte. Man kann sich also erst meinen Schmerz vorstellen. Mir war Kanischa ein guter lieber Bekannter aus schöner vergangener Zeit, jedes Plätzchen — — doch davon will ich eben erzählen.

„Denken Sie an Kanischa und mich, wenn Sie das Posthorn hören!“ So sprach an einem hellen Juliabende am schilfumwogten Strande der vom Monde hell beschienenen Theiß ein schönes blauäugiges ungarisches Mädchen. Sobald ich ein Posthorn hörte, habe ich auch immer an den Ort gedacht. Diesmal bedurfte es nicht des Posthornes, die Kriegstrompete vertrat seine Stelle. Da liegt Kanischa vor mir. Nicht wie es ist — ich mag gar nicht daran denken. Nein, wie es war. Zwei Meilen ringsumher ein Schilfmeer, das beinahe die Wasser birgt, die nur hier und da wie Augen daraus hervorblitzen. Knapp am Orte, mitten durch das grüne Gewoge, fließt langsam die braune weite Theiß. Wasserschwaben beneßen während des Darüberschießens ihre Fittige; krächzende Reiher durchziehen die Luft, nachdem sie sich, aus dem Schilfe aufgejagt, mit schwerfälligem

Flügelschlage emporgehoben haben, und der Flug der Wildentenkette pfeift hoch oben. So liegt Kanischa, mitten im Schilf, an der Theiß auf einer zwei Klafter hohen Insel, beinahe ein kleines Venedig. Der Marcusplatz ist knapp an der Theiß. Die Häuser sind weiß angestrichen; anstatt der Arkaden erheben sich Akazienbäume, an deren Fuße kleine Bänke angebracht sind. Die Marcuskirche repräsentirt die katholische Kapelle, knapp am Rande der Theiß. Sie hatte zwei Seitenfenster und faßte zwanzig Menschen. Die Campanile ist der hölzerne Glockenstock, an dem ein kleines Glöckchen hängt. Von ihm herab fällt der Strick bis auf den Boden. Die Bildsäule des heiligen Marcus fehlt, dafür wankt auf gehöhltem Piedestale ein beschädigter Johannes.

Mitten auf diesem Platze war das Posthaus, darin wohnte das schöne blauäugige ungarische Mädchen. Von diesem Platze aus laufen strahlenförmig die Gassen mit ihren Akazieneinfassungen. Die eine führte zur griechischen Kirche und zum Hause des alten serbischen Popen, von uns Tati (Water) genannt. Weiter rechts lief die Fahrstraße nach Temesvar. Noch etwas weiter gegen den Fluß hinab ging der Weg zum Castell und dessen Park, der Herrschaftswohnung. Zwei Wege endlich umschließen

den Ort, einige Querstraßen durchschneiden ihn. Man stelle sich nun dieses weiße, von blühenden Akazien durchduftete Städtchen vor, wie es in dem grünen Schilfmeere am Strande der Theiß, vom Monde beleuchtet, erglänzt, und sich gleichsam mit den wogenden Wellen und dem Schilfe an den Strahlen zu heben scheint, und das Gegenbild — den Trümmerhaufen!

In dem Posthause, das auf dem Plage liegt, verlebte ich zwei Monate. Zwei Sommermonate lebte ich in einem Winkel der Erde, an dem sich der Wellenschlag des damals noch friedlichen Meeres der Weltbegebenheiten nur in Gestalt eines Exemplares der Pesther Zeitung brach. Zwei Sommermonate voll Ruhe und Frieden, goldene Tage mit ewig heiterm blauen Himmel am Schilfstrande des ungarischen Ganges, der Theiß, flossen dahin in beinahe orientalischer Behaglichkeit. Die wenigen Personen und die kleinern Verhältnisse des Ortes waren meiner mit behäbiger Beschaulichkeit vorgenommenen Beobachtung so nahe gerückt, daß ich, trotz des Dunstkreises, den mein ewig brennender Eschibouf, gefüllt mit köstlichem türkischen Taback, um mich zog, hinlänglich mich auf jener Höhe befand, um das, was sich um mich her ruhig drehte, aufzufassen.

Der einzige Affect, der meine Seele bewegte, war eine kleine unglückliche Liebe, die jedoch das Gefühl, lächerlich geworden zu sein, und die folgende Reise mit dem täglich übersprudelnden Born neuer Schönheiten — ich meine solche, welche mir die todte Natur bot — leise aus Herz und Geist strich.

Türkisch = Kanischa liegt ungefähr eine Meile von Szegedin entfernt, wenn man den geraden Weg am linken Ufer der Theiß, nämlich den Damm, welcher die meilenweiten Niede durchschneidet, wählt. Ein anderer, der gewöhnliche Postfahrweg, führt auf der Baczer Seite, über trockenen Boden, vom rechten Ufer der Theiß weiter entfernt, durch die Poststation Horgos, einen ganz ungarischen Ort, nach Magyar = Kanischa, welches knapp an einem Arme der Theiß, eine Viertelstunde von Türkisch = Kanischa entfernt, liegt. Die Strecke zwischen diesem Arme und dem Strome füllt eine mit silberglänzenden Eiben und Schilf bedeckte Insel aus. An einem heitern, hellen sonnerfüllten Morgen des Frohnleichnamstages brachen wir von Szegedin auf, und schlugen die letztere Straße ein, weil die Theiß ausgetreten und der erstere Weg deshalb unfahrbar war. Ein Serbe mit kleinen schlechten Pferden brachte uns mühselig weiter. Deshalb gingen wir von Horgos an, während des

reizenden Vormittags, vom Lerchengeschmetter in den Lüften begleitet, an den gelben Fruchtfeldern dahin. In Ungarisch-Kaniska lag an dem Theißarme ein kleiner Rachen, wie man sie in der Gegend gewöhnlich hat, ein ausgehöhlter Baumstamm, einer großen Nußschale ähnlich. Unsere Mantelsäcke wurden hineingeworfen und ein kleiner Knabe, der am Ufer lag, ruderte uns. Die Mittagssonne brannte heftig, deshalb hatten wir uns der Oberkleider entledigt, die mit dem Gepäck in malerischer Unordnung in dem kleinen Kahne umherlagen. Ein buntes Sacktuch wehte als Flagge auf einem Baumaste, den wir unterwegs gebrochen. Mein Freund, der Maler K. . . . y, der aus einem alten ungarischen Geschlechte stammte, das einst große Besitzungen im Banate besessen, im letzten türkischen Kriege aber Alles verloren hat, war von Freude und zitternder Erwartung bewegt, seine Familie nach langer Zeit wiederzusehen, und mich erfüllte die eigenthümlich fremde Gegend, ihre, trotz der Einförmigkeit in den Einzelheiten, wechselnden Bilder mit neuer Lust und Frische.

Wir landeten an dem kleinen Plage unter der Schiffbrücke, welche Türkisch-Kaniska mit dem Festlande des Baczer Comitats und durch den Damm

mit Ungarisch-Kanitscha verbindet. Das steile Ufer empor, über den Platz stürmte mein Freund; ich ihm nach. Doch als ich ihn erreichte, lag er schon in den Armen seiner alten Mutter, seiner jungen schönen Schwester und seines Bruders, des Postmeisters. Die Familie war eben beim Essen, und wir nahmen sogleich daran Theil. Wer die Gastfreundschaft und Freundlichkeit, Treuherzigkeit und aufrichtige Vertraulichkeit des Ungars kennt, wird leicht begreifen, daß ich als Freund des Sohnes bald wie zum Hause gehörend betrachtet wurde. Schon während des Essens wurde über Politik gesprochen, und ich stürzte mich in das Gespräch mit der entfesselten Sprache eines Oestreichers, der mit hochaufathmender Brust hier den Zwang von sich werfen konnte, den ihm das Leben in Wien durch mehre Jahre auferlegt hatte.

Julie, die Schwester meines Freundes, das Vorbild eines ungarischen Mädchens, nahm regen Antheil an dem Gespräche. „Ach!“ rief sie lächelnd, als ich mich mit ihrem Bruder über politische und sociale Emancipation des Bauers in Ungarn, seine Berechtigung an der Gesetzgebung und der Aufhebung des Feudalverhältnisses nicht einigen konnte, „mein älterer Bruder ist Pecsovies (so wurden die Conservativen nach einem Führer dieser Partei in Ungarn

genannt), doch ich ganz und gar Gubinski, (ebenfalls eine Bezeichnung nach einem liberalen Parteimann). Mit diesem muß ich Sie bekannt machen, damit Sie über seine Gesinnungen nicht in Zweifel bleiben.“

Nach dem Essen lief mein Freund augenblicklich in den Hausräumen umher, um die großen Aenderungen in Augenschein zu nehmen, die seit seiner letzten Anwesenheit vorgenommen wurden. Da zeigte sich ein neuer Schweinestall mit zwei dickleibigen Bewohnern, die über die verursachte Störung — sie waren eben beim Maisfräße — ihre gründliche Enttäuschung kundgaben. Die unter dem Hausdache sich ins Unendliche vermehrenden Tauben mußten zum aufgestreuten Futter herab, um gezählt zu werden, und mit Ungeduld wurden die Kühe von der Gemeindeweide zurück erwartet, und siehe, einige junge Kälber hatten den Viehstand vermehrt. Uebrigens fand mein Freund Alles im alten Zustande. Da waren die zwei kleinen Saloussienfenster auf den Platz hinaus, und vor ihnen die zwei grünen blühenden Akazienbäume mit der kleinen Ruhebank zu ihren Füßen. Die eigentliche Fronte des Hauses lief, wie gewöhnlich bei allen Häusern in jener Gegend, in den Hof, ein Beweis von der Innerlichkeit jener Leute, nämlich der des häuslichen, wirthschaftlichen Lebens.

Die Fenster gehen in den Hof — dorthin, wo es etwas zu thun gibt. Auf Säulen ruht das Dach, auf hölzernen nämlich, welche das vorspringende, schief herabfallende Dach tragen. Hier ist auch der Haupteingang in das Haus. Vom Plaze trennt den Hof eine Mauer, die bloß ein Fahrthor und knapp am Wohnhause eine kleine Eintrittsthüre unterbrachen und welche von dem Hause bis zu dem ihm im Hofe gegenüber liegenden Gebäude führt, in welchem die Postkutscher wohnten und die Ställe sich befanden. In der Mitte des Hofraumes befindet sich ein tiefer Ziehbrunnen mit einem ungeheuern Hebebaum. Eine Mauer schließt den Hofraum und trennt von demselben den kleinen Gemüsegarten.

Diese Herrlichkeiten waren bald überschaut, und Julie war meine Führerin. Doch nicht lange konnte ich dem lieblichen Deutsch des schönen Mädchens lauschen, das mir in dem Munde der Ungarin um so reizender klang; denn Julie suchte hier und da einige Lücken in ihrer Rede, erzeugt durch Mangel an Worten, durch hellglänzende sprechende Blicke und anmuthige Gesten auszufüllen, und ich verstand sie vollkommen. Der ganze Ort wußte bereits unsere Ankunft, und die Freunde und Bekannten der Familie meines Freundes kamen, ihm den Handschlag des

Willkommens zu geben. So ging der Nachmittag hin. Die mir auffallendste Person unter den Besuchenden war der Dechant der zur griechisch-nicht-unirten Kirche sich bekennenden Serben — hier im Hause gewöhnlich Tati (Vater) genannt.

So kam der Abend heran. Die Sterne glänzten hell am weiten tiefblauen Himmel, der Mond zog lange Lichtpyramiden über die funkelnden Wellen der Theiß, und das erleuchtete Schilfmeer und die Eiben der Insel verschwammen weiterhin in der Ferne. Wir saßen vor dem Hause — Julie sang ungarische Lieder.

II.

Ein serbischer Pope. Der katholische Pfarrer. Der Stuhlrichter.

Des Morgens, noch ehe die Sonne den ganzen ausgedehnten Plan auf einmal erleuchtend aufging, nahmen wir gewöhnlich unsere Gewehre, und fuhren in den Rieden in einem Canoe herum, um wilde Enten oder Rohrhühner zu erlegen. Die Abende verbrachten wir in der Regel auf der Theiß, in einem Rachen dahinschaukelnd, oder unter den Akazienbäumen. Julie sang gewöhnlich. Sie hatte sich bereits so in meine Seele hineingesungen, daß ich wirklich nichts lebhafter wünschte, als ihr mit dem Anfang eines ungarischen Volksliedes, das sie oft sang, in allem Ernste entgegenzutreten zu können, nämlich:

Bin ein Fischer an dem Strande,
An der Theiß hab' ich ein Haus —
Meine Mutter wird dich pflegen,
Braunes Mädchen, ruh' dich aus.

So den ganzen Tag hindurch gefesselt, hätte ich den Zweck meiner Reise, Gegend und Menschen kennen zu lernen, schlecht erfüllt, wenn nicht eben das Posthaus der natürliche Versammlungsort aller merkwürdigen Persönlichkeiten gewesen wäre. Besonders häufig, täglich beinahe zwei mal, kam der alte Pope, der Tati. „Wie geht es dir, mein Sohn?“ — er nannte uns Jüngere alle „du“ — fragte er mich stets serbisch, wenn er eintrat, indem er seine Schnupftabacksdose nach der Reihe herumreichte. Deutsch sprach er gar nicht; ungarisch nur sehr wenig. Nach und nach brachte ich es so weit, daß ich, obgleich vom Beginne an das Meiste der sehr einförmigen Conversation verstehend, ihm auch, wie es nun eben ging, serbisch antwortete, was bei der Ähnlichkeit dieser slawischen Mundart mit andern slawischen leicht ist. Gleich am Tage unserer Ankunft hatte er meinen Freund gebeten, an seinem Portrait die schwarze Leibbinde und das Futter des Ueberrockes roth zu übermalen. Er war nämlich seit einigen Jahren Dechant geworden und trug nun eine rothe Seidenbinde — die Pfarrer und Diakone tragen schwarze. Es war dies schon lange sein sehnlichster Wunsch, und da kein Maler seit vielen Jahren den Ort besuchte, so war er froh, ihn endlich erfüllt zu sehen.

Mein Freund, der schon auf der Reise sein Verlangen ausgesprochen hatte, daß er den Tati gerne malen möchte, ergriff alsbald die Gelegenheit und versprach ihm die Reparatur unter der Bedingung, daß er ihm sitze. Nach langem Zaudern wurde der Pact geschlossen.

So mußte denn der Tati mehre Tage hindurch einige Stunden Vormittags zum Malen stehen. Er betrachtete seine Mission als eine sehr wichtige, da ihm der Maler sagte: er zeichne ihn, damit man in Wien von den serbischen Priestern einen Begriff bekomme. Auf sein dickes spanisches Rohr mit beiden Händen gestützt, stand er auch geduldig, keine Miene verziehend. Nur manchmal bewegten sich seine Lippen zur Frage: „Wird das Bild gelingen?“ Sein Gesicht sprach vollkommen sein inneres Wesen aus. Die Stirn war gedrückt, doch nicht verbildet, und die ziemlich regelmäßigen starren Züge, denen man es ansah, daß keine großen Gemüthsbewegungen sie zu oft in Thätigkeit setzten, waren von der gewissen Reife und Härte, welche Phlegmatiker charakterisirt. Nur manchmal um die Mundwinkel lagerte sich ein Zug von Strenge und Grausamkeit, mit welchem Blicke voll Tücke und Hinterlist harmonirten, die aus dem linken Auge hervorschielen. Das rechte Auge

war klein und durch Krankheit in den Kopf hineingesunken, obwohl der Maler behauptete, der Tati sei so geboren worden. Diese Disharmonie der Augenstimme genau mit dem Charakter der Serben überein, deren Prototyp der Pope wäre. Die weißen Haupthaare fielen, hinter die Ohren geschoben, lang herab; auf die Stirne warf der breitkrämpige Hut seinen Schlagschatten, und von Wangen und Kinn floß ein langer Bart bis auf die Brust herab, der nur über der Oberlippe gestutzt wurde. Der Bart war noch nicht völlig weiß, denn von den beiden Mundwinkeln herab durchzogen ihn graue pyramidenartige Streifen. Am Leibe trug der Tati das eng anliegende, mit einer Reihe kleiner Knöpfe geschlossene blaue Kleid, das bis auf die Füße herabfiel und keine Ärmel hatte, und um die Mitte war die rothe Leibbinde geschlungen; darüber trug er einen weitem, ebenfalls blauen Rock von derselben Länge, der offen stand und das rothe Futter sehen ließ. Schmutz und Flecken sind die überflüssige, aber gewöhnliche Zierde der Serben, sie durften also bei ihrem Popen nicht fehlen.

Man kann sich vorstellen, wie die Figur ausfiel. Der alte Tati schüttelte fortwährend den Kopf und sagte: „So sehe ich nicht aus, das ist — ein Räuber.“

Die ganze Thätigkeit des Tati bestand darin, daß er Sonntags in der Kirche saß. Während sein Unterpriester hinter der Wand, welche, aus lauter kleinen Heiligenbildern zusammengesetzt, in den griechischen Kirchen von der Decke bis zum Boden reicht und den Altar birgt, die Messe las, saß er rechts auf einer erhöhten Bank, und intonirte mit tiefer schnurrender Stimme die Antworten der Andächtigen. Alles steht in der Kirche, vorn die Knaben, dann die Männer und rückwärts die Weiber. Die Knaben gaben dem Tati viel zu thun, sie schwakten beständig. Zuerst winkte er ihnen drohend mit dem Finger, und als dies nichts nützte, rief er ihnen laut zu, daß die Kirche dröhnte, mitten während der Andacht: „Haltet eure Mäuler!“ Hatte er in der Kirche nichts zu thun, so sah er in seinem Haushalte nach, den seine Töchter — er war Witwer — führten, und sein Sohn, der Fiscal war, half ihm wahrscheinlich bei diesem Geschäfte. Sonst, wenn er eben nicht bei uns war, saß er gewöhnlich auf einer Bank vor dem Wirthshause, am Strande der Theiß, und schaute den Wagen und Menschen zu, die über die Brücke kamen. Dort war auch der Fischmarkt, und er sah darauf, daß vorzüglich des Sonntags kein großes Geschrei dabei vorkam, indem er den Leuten Lehren über die

Heiligkeit des Festtages hielt. Daß sie kauften und verkauften, nun da mußte er wol durch die Finger sehen — denn der schönste Karpfen und Stör wanderte in seine Wohnung. Der größte Schmuck dieser Wohnung waren schlechte Lithographien der serbischen Kaiser und des Czaren Nikolaus, den er besonders verehrte, als den Obersten der Kirche. Doch war er eine zu religiöse Seele, als daß er sich weiter viel um Politik kümmerte. Seine größte Thätigkeit bestand aber im Fasten, welches er strenge hielt, was nicht so leicht ist, da bei den Griechisch-nicht-unirten beinahe die Hälfte des Jahres damit ausgefüllt wird.

Uebrigens gehört der Tati noch zu der alten Classe der serbischen Priester, die nämlich, außer sehr schlecht Lesen und Schreiben, nichts kennen. Die Jüngern lernen mehr, da die Klöster, in denen sie erzogen werden, jetzt besser eingerichtet sind. Sie dürfen, Jene ausgenommen, die im Kloster bleiben, ein mal heirathen; werden sie Witwer, nicht mehr. Der Tati und seine Familie lebten sehr einfach. Alle im Hause, sogar noch der Herr Fiscal, trugen Hemden von Wollstoff, welche die Töchter selbst weben mußten, da ein kleiner Webstuhl im Hause war. Man sagte dem Tati nach, er habe viel Dukaten liegen; auch soll er seine Schafe — die Bauern nämlich,

denen er Geld lieb — stark geschoren haben. Eigene Felder besaß er bei sechzig Toche, die er selbst bearbeitete.

Die Bewohner Kanischas sind meist Serben, nur wenige Ungarn und einige Deutsche wohnen da; diese mußten sich nun mit der kleinen Kapelle begnügen, während die Kirche der Serben groß und wohl ausgestattet ist, da der Gutsherr ebenfalls ein Serbe war. Bei diesen Menschen stand der Lati in großem Ansehen. Alles lief ihm zu und küßte ihm die Hand, verehrte ihn blindlings, beinahe wie einen Heiligen, weil er die äußern Vorschriften der Kirche, nämlich das viele Fasten, so strenge hielt. Um seine Kenntnisse kümmerte sich das Volk wenig, weil es, selbst ungebildet und roh, Alles in diesen Neuperlichkeiten zu suchen angewiesen wurde. Selbst zu träge, um sie zu beobachten, verehrte es Den natürlich um so mehr, der die Kraft in sich besaß, sehr wenig zu essen. Diese Anhänglichkeit an die Popen machte es Denjenigen leicht, deren Aufgabe es war, die sonst dahinschlafenden Serben zum Aufruhr zu bringen. Das religiöse Element war das einzige, das in dem Volke lag, und man hat sich nicht getäuscht, daß der Funke zünden würde, wenn man den Serben vorspiegelte, ihre Religion sei durch die Ungarn gefährdet. Der

Pope, nicht minder wie das Volk auf der tiefsten Stufe stehend, glaubte Denjenigen, welche diesen ersten Brand in das Ungarland warfen, und was der religiöse Fanatismus vermag, das weisen uns ferne gräuliche Zeiten, welche in unsern Tagen wiederholt zu sehen, Niemand erwartet hätte.

Gewiß hat auch die Zeit den armen Tati von seinem Ruheplätzchen, der Bank an der Theiß, aufgeschreckt und zur Vertheidigung für die Integrität des Kaiserstaates und die Gleichberechtigung aller Nationalitäten in den Kampf gerufen, und er ist mit dem Kreuz seiner Gemeinde vorangeschritten, um die griechisch = nicht = unirte Kirche gegen die Ungarn zu schützen. Sollte er noch leben, so wird er gewiß den Muski-Czar um so mehr verehren und mit ihm alle Serben, da er gekommen ist, für seine Kirche zu fechten, und auch gesiegt hat. —

Oft war ins Posthaus auch der katholische Pfarrer von S gekommen, wo er sich, wenn ihm der Bote zu lange ausblieb, seine Briefe und Zeitungen selbst holte. Equipage besaß er, und so hatten wir oft die Freude, den jovialen Pfarrherrn zu sehen, dessen gelbe Staubblouse, die sonderbarer Weise ein kleiner Kragen verunstaltete, ihn schon von Weitem kenntlich machte. Seinen wiederholten Einladungen,

ihn zu besuchen, leisteten wir Folge. Sein Wohnort war nicht weit von Kanischa, und da der Abend schön war, machten wir uns deshalb zu Fuße auf den Weg. Ein ungarisches oder serbisches Dorf zu Fuße zu durchwandern, besonders am Abend, ist lebensgefährlich. Selbst die Eingeborenen tragen klastert lange Stöcke mit einem Knaufe, die sie beständig einerschwingen, um die Hunde von sich abzuwehren, deren jedes Haus zwei oder drei hält. Diese Hunde spazieren ganz frei auf den Straßen umher und man könnte in tausend Stücke zerrissen sein, bis sich ein Bewohner sehen ließe. Wir hatten keine Stöcke und mußten deshalb, mit vieler Gefahr, aus der ersten Hütte einen Mann herauspochen, der uns mit einem solchen Stöcke bis zum Pfarrhaus geleitete. Ich freute mich herzlich, als die Thüre aufging und uns der Pfarrer entgegentrat, allen diesen Bestien entgangen zu sein; doch das Schicksal wollte es anders: schon im Hofen und da erst — biß mich des Pfarrers Hund.

„Herr, aber wozu halten denn diese Leute alle so viele Hunde?“ fuhr ich ihn beinahe unwillig an. — „Lieber Freund“, antwortete er, „die Serben fürchten einer den andern als Diebe, und die deutschen Bewohner des Ortes fürchten aus demselben Grunde

die Serben.“ — In der That, eine so originelle Sicherheitswache habe ich noch nicht gesehen, das Ergreifenwerden auf frischer That muß nicht besonders angenehm sein.

Uebrigens erspart die Gemeinde durch dieses öffentliche und mündliche summarische Verfahren die vielen Kosten für Polizei. Der Ort ist von Serben und deutschen Ansiedlern gemischt bewohnt; ein unerquickliches Verhältniß, denn diese beiden Nationalitäten können schwer beisammen leben. Der Serbe beraubt den fleißigen Deutschen, oder — der Deutsche richtet den Serben dadurch zu Grunde, daß er ihm, der nie Geld hat, in Verlegenheiten welches leiht, und da dieser es nicht zurückzahlen kann, ihm Haus und Hof verkauft, woraus natürlich Zwistigkeiten entstehen. Uebrigens erzählte mir der Pfarrer, daß die Deutschen dieses Ortes, da sie in Minderzahl vorhanden sind, wahrscheinlich werden weichen müssen. Viele hatten sich in einem unweit gelegenen Orte, der bloß von Deutschen bewohnt war, bereits angesiedelt.

Beim Pfarrer war es lebhaft. Einige andere Geistliche aus der Umgebung waren als Gäste da und spielten Tarok. Daß das volle Glas mit goldenem Weine nicht fehlte, wird wol Niemand überraschen. Da ich nicht mitspielen, die Partie aber

nicht stören wollte, so nahm ich die Zeitungen in die Hand. Der Pfarrer ein leidenschaftlicher Politiker *tábla biró* (Gerichtstafelbeißer), hielt das Kosfuth'sche „*Pesti hírlap*“ und die katholische „*Religio és mivelés*“. Er besaß eine hübsche Bibliothek; seine Pferde, sein Wagen, Küche, Keller und Garten waren im besten Stande, er selbst ein gebildeter Mann von lebhaftem Temperamente und mit Leib und Seele Ungar. Nur die heillose Stuhlrichterwirthschaft und die Cortesherrschaft war der Gegenstand, gegen den er mit Leidenschaft und Schärfe zu Felde zog. Obwol er Ungar war, liebten ihn die deutschen Bewohner des Orts. Diese Vorliebe der Deutschen für das ungarische Element habe ich in Ungarn häufig gefunden, und ein deutscher Bauer gab mir, der ich gegen diese Nationalisirung eiferte, die Antwort: „Wir sind in Ungarn, haben hier unser Glück gefunden, wir gehen mit Ungarn um, und die Sprachkenntniß ist also zu unserm Vortheile.“ Bei diesen Worten strich er seinen Schnurrbart, welches äußerliche Argument, um mich zu überzeugen, mit-helfen sollte.

Die Gesellschaft schied bald, und wir blieben mit dem Pfarrer allein. Sein Tisch war trefflich, und als wir ihm darüber Schmeichelhaftes sagten, sprach

er: „Das hat meine erste Magd gekocht, meine Haushälterin hat leider vor kurzer Zeit geheirathet und ich habe noch keine andere. Leider kann ich Sie nicht so bewirthen, wie ich gern möchte, denn mein kleiner Gehalt erlaubt es nicht. Auch muß ich das Jahr hindurch etwas zurücklegen, um am Kirchweihfeste, wo so viele Menschen kommen, Alles in Ordnung haben zu können; da geht gewöhnlich das Ersparte des ganzen Jahres auf. Ich habe es mir so eingetheilt, daß mit dem Erheben meines Gehaltes mein Sack in den Zustand gesetzt ist, ihn recht commode aufnehmen zu können. Für wen sollte ich auch sparen? Kinder habe ich nicht.“ Ein Mädchen trat bei diesen Worten herein, um den Tisch abzuräumen. — — Der Pfarrer blieb plötzlich still und ging schnell auf sein Lieblingsthema, die in jedem Sinne des Wortes unverantwortliche Wirthschaft der Beamten, über. „Ich will Ihnen“, sprach er, „mittheilen, was ein Magyare selbst, Czászár, der gewiß als Autorität gelten wird, davon erzählt, als Beispiel, wie die Despotie der adeligen Beamten in alle Verhältnisse des Lebens eingreife:

Spät Nachmittags, an einem angenehmen Octobertage, fuhr ich, von der Badacsonyer Weinlese kommend, durch P . . . Nichts fesselte in dem kleinen

Dorfe meine Aufmerksamkeit. Einige alte Mütterchen, welche zurückblieben, um Häuser und Kinder zu bewachen, während die rüstigen Leute der Feldarbeit nachgegangen waren, schritten auf der Gasse auf und ab. Vor den ärmlichen Hütten, im Staube, spielten Kinder. Tiefe Stille herrschte im Dorfe; nur das Knarren des Glockenstockes wetteiferte mit den Klängen der kleinen Glocke.

In düsterer Stimmung fuhr ich an dem letzten strohgedeckten, netten Häuschen P...s vorüber. Die letzten Sonnenstrahlen brachen sich an dem gelben Laub der Maulbeerbäume, die vor demselben standen, und fielen durch die offenen Fenster in die ganz leeren Zimmer.

Ostwärts, unweit des Dorfes, liegt der Thränengarten. Ein tiefer Graben umgibt ihn und ein schmales Bret dient als Brücke, welche der Todtengräber bei Begräbnissen verdoppeln muß. Jenseit des Bretes stehen zwei Pflocke, beide im Umfallen begriffen, zum Andenken an die Brücke, die einst über den Graben führte, und das Thor, welches einst den hoch aufgeworfenen Wall theilte. Die Zeit und ausgelassene Hirtenknaben hatten sie lange zerstört, und die Bewohner des Ortes schienen die Auslagen zur Herstellung nicht leisten zu können. In der Mitte

des Friedhofes steht ein Kreuz, dessen ehemalg rothe Farbe der Regen herabgewaschen, und dessen Bedachung der Sturm herabgeschmettert hat. Wilde Rosen, Schirling und Brombeerstauden wachsen auf den eingesunkenen Grabeshügeln; hier und da stehen eichene Kreuze.

In dem Augenblicke, als ich den Friedhof erreichte, verließ ihn der Geistliche, begleitet vom Cantor, mit dem er sprach. Ihm folgte ein Bauernjunge, der unter dem Arme das Leichenamtskleid, Crucifix und Weihwedel aber in der Hand trug. Hinter diesem schritten zwei Männer mit der Tragbahre, deren zwei Gegenstangen sie kreuzweise auf der Schulter trugen. An diese schlossen sich noch einige Männer und Frauen, kaum acht an der Zahl.

Im Friedhofe beschäftigte sich der Todtengräber mit dem Schließen eines Grabes. Ein altes Mütterchen sah mit trübem Blicke zu und schluchzte mit thränenleerem Auge, wie es nur Der kann, der gezwungen ist, sich von dem Theuersten auf Erden zu trennen. Die alte Frau hob ihre gefalteten durren Hände zum Himmel und schrie bei jedem dumpfen Tone auf, den eine Schaufel voll Erde, die auf den Sarg geworfen wurde, hervorbrachte. Eine andere alte Frau, welche die Sammernde mit dem Arm

stüßte, versuchte vergebens, die verzweifelnd Ringende vom Grabe wegzuführen.

Ich ließ meinen Wagen halten, und ging auf den Geistlichen zu, in dem ich einen Schulkameraden erkannte. Es fing bereits an zu dämmern; er bat mich deshalb, die Nacht bei ihm zuzubringen.

Am reinen mondlosen Himmel zitterten bereits die ersten Sterne. Wie auch das Dunkel des nahen Waldes, durch welchen mein Weg führte, lockte, das traurige Bild des Begräbnisses ungestört weiter auf mein Gemüth wirken zu lassen, so siegte doch der Wunsch: die Geschichte des Todten zu hören. Ich folgte dem Freunde, der mir in der warmen Stube Folgendes mittheilte:

Elf Jahre waren es im Beginne des Herbstes, als die gute Frau, welche Sie eben auf dem Friedhofe sahen, nach P . . . übersiedelte. Elf Jahre kenne ich sie, ein Opfer ihres Schicksals! Ihr Leben war, als ob ein Fluch auf ihm lastete, voll Widerwärtigkeiten, welche auch eine stärkere Seele erschüttern konnten.

Ihren Gatten, den Pächter der G . . . r Mühle, kannte man lange Jahre hindurch als einen ehrlichen Mann; — vor elf Jahren starb er in dem Comitatskerker, angeblich als Geheiler einer Räuberbande und

ihrer Schätze, welche zu jener Zeit im Bakonyer Wald hauste.

Freunde hatte er nicht; auch gehörte er nicht zu jener bevorzugten Classe, welche sich auch nach begangenen Vergehen frei vertheidigen darf. Da er nicht leugnen konnte, daß die Räuber öfters bei ihm eingekehrt waren, so wurden einige Gulden, die Frucht jahrelanger Arbeit, als gestohlenen Gut erklärt, und er auf ein falsches Zeugniß hin, wie es sich später herausstellte, eingezogen. Er behauptete fortwährend seine Unschuld, aber nach dem Verfahren unserer Strafgerichte mußte er schuldig sein, und wurde verurtheilt. Was nützte ihm sein jahrelang sorgfältig erhaltener ehrlicher Name, was das selbstbewußtvolle Behaupten seiner Unschuld? Waren denn die Räuber nicht bei ihm gewesen? Hatte denn der Zeuge in seinem Hause nicht eben die schönen Thaler gesehen? Lebte er denn nicht immer im Wohlstand? Entrichtete er denn nicht, selbst in den schlechtesten Jahren, seinen Zehent? Die amtliche kalte Vertheidigung des Comitatsfiscals ließ die Richter, die, wenn ein stimmloser Verbrecher vor ihnen steht, mit Gleichgültigkeit urtheilen, kalt, und der Müller wurde zwar nicht zum Tode, aber, was ihm schmerzlicher war, zu dreijährigem schweren Kerker und Stockhieben verurtheilt.

Der Richter im Himmel war barmherziger als die irdischen, und befreite den Unschuldigen im zweiten Monate seiner Strafzeit. Der Schmerz über seine Schande tödtete ihn.

Seine Witwe ließ sich mit ihrer sieben Jahre alten Zulisa (Julie) in diesem Dorfe nieder, wo sie von ihrem Vater noch einige schuldenfreie Feldstücke besaß. Sie lebte ruhig von den Erzeugnissen ihres Aekers, zurückgezogen, so weit es ging, von den Leuten, in deren Blicken sie immer nur die Schande ihres Mannes, ihre eigene und die ihres Kindes sah. Zulisa nahm an Tugend und Schönheit zu. Sechszehn Jahre alt, war sie das schönste Mädchen der Umgebung, und wenn sie ihre mehr durch Kummer und Schmerz als durch die Jahre alt gewordene Mutter an Sonn- und Feiertagen zur Kirche geleitete, sah sie verehrungswürdig aus. Trotzdem wurde die Dorfjugend durch den Anblick des sanften schönen Mädchens nicht vermocht, die Geschichte des Vaters zu vergessen, von dessen schandbeflecktem Andenken die spätere Entdeckung des wahren Fehlers, für den er unschuldig büßte, in den Augen der rohen Bauern nur sehr wenig tilgte. In einem der Jüngern jedoch besiegte die Liebe das Vorurtheil. Er sah an Zulisa nur das unschuldige Herz, die tugend-

hafte Seele, im Vereine mit einem wunderschönen Aeußern, und den unermüdlchen Fleiß in der Wirthschaft ihrer Mutter. Die Liebe Andor's blieb nicht lange vor den Dorfbewohnern verborgen, besonders, als Julisa seine Liebe erwiderte und die Witwe ihnen erlaubte, an Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienste in ihrer Gegenwart zusammenzukommen.

Andor hatte zwar von seiner Mutter, die seine Verbindung mit Julisa durch ihre volle bäuerische Rohheit verhindern wollte, viel zu ertragen; zum Glück war aber sein Vater Herr im Hause, ein Mann von sanfterm Gemüthe, der Juliens Vater näher gekannt hatte und die traurige Begebenheit, welche selbigen traf, nur bedauern konnte. Er vergaß auch nicht, daß Andor mit Julisa einen, wenn auch nur spannelangen, aber schuldenfreien Acker bekam. Er vertheidigte also der Mutter gegenüber die Neigung des Sohnes.

Ein Theil der Dorfjugend beneidete Andorn um seine junge, hübsche, tugendhafte Braut, der andere, größere jedoch bedauerte ihn, noch mehr aber dessen Aeltern, daß sie mit einer so gebrandmarkten Familie in Blutsverwandtschaft kämen. — Zum Glücke der verlobten Liebenden fehlte indessen nur noch der priesterliche Segen, welcher am Faschingssonntage ertheilt werden

sollte. Das Schicksal wollte es anders. In jenem letzten Hause des Dorfes, das Ihnen auffiel — sprach der Pfarrer weiter — wohnte Julisa, die wir heute begruben.

Ein Jahr kann verlossen sein, seit Herr D , der Stuhlrichter, in unser Dörfchen kam, um die militairfähige Jugend zu conscribiren. Ich weiß nicht, wie es geschah, daß er die schöne Julisa erblickte; jedoch er mußte sich in die Wohnung der Witwe einzudrängen, wo er vermöge seiner amtlichen Stellung zuvorkommend behandelt werden mußte. Seine Liebesworte, mit welchen er Julisa verlocken wollte, wurden nicht herzlich aufgenommen. Das schreckte ihn jedoch nicht zurück. Er ging; doch es fehlte ihm nicht an Scheingründen, wieder ins Dorf zu kommen, dessen Bewohner ihn früher kaum dem Namen nach kannten. Die Sache fiel auf, denn die ungewohnte Herablassung, mit welcher der Stuhlrichter das Müllerhaus so oft beehrte — blieb nicht unbemerkt. Im Dorfe kreisten verschiedene Meinungen, welche eben nicht das vortheilhafteste Licht auf Julisa's bisher unbesleckte Jugend warfen. Andor mußte beleidigende rohe Ausfälle der Dorfsungen und Hekereien dulden. Er ertrug sie jedoch mit Geduld, da er Julisa kannte und wußte, wie viele Reider sie habe. Doch auch

seine Geduld war begrenzt. An einem Sonntage, da der Stuhlrichter eben im Dorfe verweilte, reizte nach dem Gottesdienste ein Junge Andorn, der vergebens Bitten und Drohungen verschwendete, so stark, daß er auf dessen empörende Reden nur mit einem Schlage antworten konnte. Der Funke zündete, beide Theile fanden Anhänger, und es entstand eine Rauferei, die jedoch bald durch Andorn's Freunde beigelegt wurde.

Der Stuhlrichter, der Julisa's Kälte und Tugend der Anhänglichkeit und immer wachen Liebe ihres Verlobten zuschrieb, ergriff schnell die Klage, welche der für seine unzüchtigen Worte bestrafte Junge gegen den Verlobten Julisa's vorbrachte. Die Störung der Ruhe mußte gesühnt werden; Andorn war der Schuldige, und nach gewohntem kurzen Verfahren sprach der Stuhlrichter über ihn das Urtheil, eine Strafe, welche mit Abscheu jedes fühlende Herz erfüllt, welche aber der Hayduk (Gerichtsdienner) mittels eines pfeifenden Haselbaumstockes vor dem Gerichtshause augenblicklich vollzog. Nach diesem Acte der Gerechtigkeit wurde Julisen der Mann, den sie früher kalt, aber ganz schicklich von sich entfernt zu halten mußte, der Gegenstand tiefen Abscheues. Sie liebte Andorn womöglich noch glühender denn früher — traf ihn doch wegen ihr die abscheuliche Strafe.

Der Fasching rückte heran und der zur Verhe-
 lichung bestimmte Sonntag; doch der in die Reihen
 der Conscripten aufgenommene Andor wollte seine
 Geliebte nicht gleich zur trauernden Witwe machen.
 Die Trauung wurde verschoben, bis Andor das Loosen
 überstanden haben würde, von welchem er überdies
 durch die Comitatsbehörde befreit zu werden, als ein-
 ziger Sohn und einzige Stütze seines Vaters, alle
 Hoffnung hatte. Aber Wochen vergingen, und Andor,
 sein Vater und Julie hofften vergebens. Die beim
 Comitate eingereichte Bittschrift kam in die Hände
 des Stuhlrichters D . . . , deren Vorlegung er so
 lange verschob, bis der Tag der Loosung erschien und
 Andor mit der übrigen Jugend einrücken mußte. Der
 Stuhlrichter erschien zu jener Zeit öfter in unserm
 Dorfe, und er wartete, wie er sich mir gegenüber
 ausdrückte, nur, daß Julisa für ihren Verlobten bitten
 käme. Das Mädchen hingegen versäumte es, vor
 dem Stuhlrichter zu erscheinen, ich weiß nicht, ob
 aus Stolz, welchen ihr das schuldfreie edle Bewußt-
 sein einflößte, oder aus weiblicher Furcht. Andor
 ging, looste — das Glück war ihm hold. Die Zahl
 der Männer, welche das Dorf stellen sollte, war voll,
 und er war der Dritte, welcher das Nothloos zog.
 Er freute sich des Triumphs der gerechten Sache.

Der Bericht des Stuhlrichters wurde nun auf die erneuerte Bitte von Andor's Vater der zur Assentirung gewählten Commission vorgelegt. In diesem wurde Andor als ein gefährlicher, streitsüchtiger Mensch, mit einem Worte, als schädlich geschildert, um dessen Entfernung das Ortsgericht, als für die Ruhe des Orts erwünscht, in einem dem Berichte des Stuhlrichters beigeflossenen amtlichen Schreiben bat. Bei solcher Sachlage fehlte es der Commission, deren mächtigstes Mitglied der Stuhlrichter ist, nicht an Gründen, des Vaters Bitte abzuschlagen. Andor wurde anstatt des bei der Untersuchung als untauglich befundenen Sohnes eines der reichsten Bauern in P . . . , und nach der Untauglichkeitserklärung noch zweier Vormänner, der Zahl der vom Comitате geforderten Rekruten beigeflossen. Andor wurde Soldat. Er leistete den Schwur, nicht als Julisa's, sondern als Verlobter der Fahne. Dieser Ausgang der Rekrutirung machte einen tiefen Eindruck auf sie, die bereits durch die Bestrafung Andor's schmerzlich betroffen war. In Einfalt erzogen, besaß sie, immer in der Nähe der betrübnen Mutter weilend, ein empfindsameres Gemüth als sonst gewöhnlich die Mädchen im Dorfe. Seit ihrer Kindheit sah sie nur Trauer und Schmerz. Der traurige Tod ihres Vaters,

welchen die Mutter zur Rechtfertigung ihrer Zurückgezogenheit und ihres andauernden Schmerzes dem sich entfaltenden Mädchen unter heißen Thränen erzählte, ergriff ihr ohnedies zur Melancholie geneigtes Gemüth heftig. Es ist also leicht begreiflich, daß die gewaltsame Trennung den schon durch frühere Schicksalsschläge erschütterten Glauben an die Menschheit gänzlich vertilgte, wenn ihre schwache Hoffnung auf eine bessere Zukunft zerrann, welche ungestraft zu zerstören sehr oft in der Macht eines Bösen steht. Andor zog nach einigen Tagen gänzlich fort. — Ich werde den Abschied nie vergessen — sagte nach kurzem Stillschweigen mein Freund —, nie diese Scene, deren Zeuge ich auf meinem Spaziergange wurde. Kein Wort kam aus dem Munde, keine Thräne aus dem schwarzen Auge des Mädchens. Der Schmerz ließ es nicht reden, die Dual nicht weinen. Es stand wort- und thränenlos an die Brust des Verlobten gelehnt, bis der Hayduk zum Ausbruch ermahnte. Die selbst untröstliche Mutter bemühte sich, den Schmerz ihrer Tochter zu lindern, indem sie von Hoffnung und der Freude des Wiedersehens sprach. Zulisa bejahte mit dem Haupte, andeutend, daß sie ihren Geliebten dort oben im Himmel, wohin sie mit erhobener Hand zeigte, sehen werde. Das arme Mädchen

fühlte, daß es den Schmerz, welcher seinen Busen zerriß, nicht ertragen werde.

Der Stuhlrichter kam bald darauf mit siegglänzendem Gesichte in unser Dorf. Er glaubte nach Beseitigung des Verlobten das hübsche Kind nachgiebiger zu finden, da er die Macht der Liebe nur nach den Ausflosderungen seines Triebes beurtheilte. Doch nun konnte er Julisa nie in der Nähe sehen, denn das verfolgte Mädchen floh vor ihm, wie das verfolgte Reh vor der tödtenden Waffe des Jägers. Da seine wiederholten Versuche vereitelt wurden und ihm die traurige Lage des Mädchens bekannt ward, vergaß er das arme Kind, unser Dorf und vielleicht auch seine ritterliche That!

Der Frühling machte unsere Haiden und Wiesen grün, der Sommer öffnete die Rosenknospen, aber sie vermochten nicht, Julisa's abnehmende Kraft zu stärken. Wie ein schwacher abgehauener Zweig verwelkte das Mädchen, getrennt von ihrem Geliebten.

Die Mutter sah ihre letzte Stütze brechen; sie verrichtete selbst alle Arbeit und überließ Julisen die Pflege ihrer Blumen, bis diese mit ihr verwelkten. Sie sank aufs Krankenlager, das sie mit dem Sarge vertauschte, neben welchen wir vielleicht bald den ihrer Mutter legen werden."

III.

Serbische Lieder.

An einem schönen Abende hatten sich unserer Wasserfahrt mehre serbische Mädchen des Ortes, Freundinnen Juliens, beigefellt. Ein zweiter Kahn war erforderlich. In diesem nahmen die Mädchen Platz und so waren es diesmal zwei Kähne, welche den Wellen der Theiß überlassen wurden, um im Mond-
scheine, langsam sich selbst den Weg bahrend, dahin-
zuziehen. Die Mädchen sangen:

I.

D rothe Rose am kühlen Quell,
Warum erblühst du in voller Pracht?
Soll ich dich brechen? D für wen? —
Der Bruder zog in die wilde Schlacht!

Soll pflücken ich dich für mein Mütterlein? —
Das ruhet tief im Grab,
Fort zog die Schwester mit dem Mann,
Dem ihre Hand sie gab!

Soll brechen ich dich für meinen Freund? —
D der ist fern und weit!
Uns scheiden drei Gebirge grün,
Drei Ströme, kühl und breit!

II.

Hast du dich vermählt, Geliebte? —
Ach, du siehst's an diesem Kinde,
Das ich stets bei deinem Namen rufe,
Daß mein Sehnen einen Ausdruck finde!

III.

Nachtigall, sing' nicht so früh,
Wirfst den Liebsten schrecken;
Er schlief ein an meiner Brust,
Will ihn selbst auch wecken!

In den Garten will ich geh'n,
 Einen Strauß dort machen,
 Streicheln ihm dann Wang' und Aug',
 Und er wird erwachen!

IV.

Wenn ich ein kühles Bächlein wär',
 Wüßt' ich, wo ich entspränge: —
 Im Garten, unter'm Fensterlein,
 Dem grünen Laubgehänge!

Dann tränke sie mich aus der Hand,
 Und ihre Blut wol führte
 In meine Wellen sie, o Lust,
 Wenn ich ihr Herz berührte!

V.

Ein Mädchen unter Rosen schlief,
 Auf sie fiel eine Rose;
 Das Mädchen wachte auf und rief:
 Fall' nicht auf mich, o Rose!

Mein Sinn ist freudig nicht gestellt,
 In meinem Herzen walten
 Viel Leiden; ach, man hat gewählt
 Zum Mann mir einen Alten!

Dem alten Ahorn gleicht der Mann,
 Der alt, er schwankt im Winde;
 Im Regen fault er durch und durch,
 Bis niederfällt die Rinde!

Der junge Mann der Rose gleicht,
 Die sich im Wind' erschließet,
 Sie duftet, zitternd, thaubedeckt,
 Wenn Regen niederfließet!

VI.

Als ich einst jagen gegangen,
 Verirr't mich in waldiger Höh',
 Fand ich unter Tannen ein Mädchen,
 Schlafend auf grünrothem Klee!

Zwei weiße Tauben saßen
 Auf ihrer rosigen Brust,
 Auf ihrem Schooße ein Rehlein —
 Zu ruh'n dort, welche Lust!

Ich band mein Roß an die Tanne,
 Die Falken in ihre Höh';
 Gab ihnen die zwei weißen Tauben,
 Dem Rosse den grünrothen Klee.

Das Reh von ihrem Schooße
 Gab meinem Hunde ich —
 Und das schöne schlafende Mädchen,
 Das blieb, das blieb für mich!

VII.

Es fliegt ein grauer Falke,
 Der sucht 'nen kühlen Quell,
 Da sieht er eine Tanne,
 Dabei ein Wasser hell!

Die Witwe Hyacinthe
 Erblühet dort in Pracht;
 Die jungfräuliche Rose
 Erglüht und ruft und lacht!

Der Falke wol bedenket,
 Wen er erwählen soll:
 Ob Witwe Hyacinthe,
 Ob Jungfrau Rose voll!

Und endlich sich entschließend,
 Sprach laut er, ohne Scheu:
 Gold, wenn auch abgetragen,
 Gilt mehr als Silber neu!

Er küßt die Hyacinthe;
 Darauf die Rose spricht:
 Schwer Unheil soll dich treffen,
 Du jämmerlicher Wicht!

Du hast den Brauch begonnen,
 Daß Witwen Knaben frei'n,
 Und Greise blüh'nde Jungfrau'n;
 Du sollst verfluchet sein!

VIII.

Ein Mädchen pflückt' am kühlen Bach
 Den Schoos voll frische Blüten;
 Sie flocht drei grüne Kränzelein,
 Die alle schön geriethen!

Den einen setzt sie auf ihr Haupt,
 Der zweite soll begrüßen
 Die Schwester — doch den dritten läßt
 Sie mit dem Bache fließen.

Sie beugt sich nieder, leise spricht
 Ihr Mund: O Kränzlein ziehe
 Bis zu des Liebsten weißem Haus,
 Dort sprich in aller Frühe

Zur Mutter: Willst du deinen Sohn
 Denn noch nicht bald vermählen?
 Doch freie keine Witwe ihm,
 Du mußt ein Mädchen wählen!

IX.

O Mädchen, jungfräuliche Rose,
 Dich hat keine Hand noch verfest,
 Dein Duft noch Niemand erfreuet,
 Kein Tropfen hat noch dich benest.

Noch hat kein Mund dich geküßet,
 Du hast keinen Sinn noch ergözt,
 Noch hat keine Hand dich gebrochen,
 Dein Dorn hat noch Niemand verlegt!

Darf ich, o Seele, dich küssen? —
 Du darfst es, so viel dir beliebt,
 Bei deiner Wief ist mein Garten,
 Der heimliches Dunkel uns gibt.

Dort kannst du mich küssen und Herzen,
 Mich lieben herzlich und heiß —
 Doch beiße mich nicht in die Wange,
 Damit es die Mutter nicht weiß!

X.

Ein Mädchen, jung, am Meere saß;
 Still sprach es, sinnend vor sich hin:
 Was ist wol breiter als das Meer,
 Und länger als die Wiese grün?

Was ist wol schneller als das Roß?
 Den Bruder ich am schönsten find'. —
 Ein Fischlein aus dem Wasser sprach:
 Du bist ein lieb einfältig Kind!

Ist breiter denn nicht als das Meer
 Des Himmels Wölbung, rein und blau,
 Und ist das weite graue Meer
 Nicht länger als die grüne Au'?

Ist denn dein klares Auge nicht
 Weit schneller als das flücht'ge Roß?
 Und ist der Liebste denn dir nicht
 Weit werther — als der Brüder Troß?

XI.

Auf der Donau grünen Fluten
Liegt die stille dunkle Nacht.
In den Zelten an dem Ufer
Wird getrunken und gelacht.

An dem gold'nen Weine laben
Helden sich, und ihnen schenkt
Voll die Becher eine Jungfrau,
Die verschämt das Auge senkt.

Jeder will die weiße Jungfrau
Glühend in die Arme ziehn;
Doch abwehrend, tief erröthend,
Spricht sie lächelnd vor sich hin:

O ihr Helden, edle Herren,
Bin euch Allen Dienerin;
Doch nur Einem, den ich liebe,
Geb' ich mich auf ewig hin!

XII.

Sag', Liebchen, willst du sehnend mich erwarten
In deinem oder meinem Blumengarten;
Sprich, ob bei deinen oder meinen Rosen
Wir liebend heute miteinander kosen?

Willst du, o Seele, eine Rose werden,
Erheb' ich mich als Falter von der Erden,
Sent' mich dann leise flatternd, küssend nieder —
Damit uns nicht belauschen deine Brüder!

IV.

F i s c h e r .

Wenn wir am Abende vor dem Hause saßen, unter den Akazienbäumen, vor uns die mondbeschienene Theiß, wurde bald von Diesem bald von Jenem erzählt. Hier theile ich Einiges davon mit:

Ein weiter tiefer Strom, dessen Ufer grünes unendliches Schilfgebiet einfaßt. Hier und da dehnen sich an demselben silbergraue Weidenbaumstände aus. Einzelne lange Zweige tauchen mit ihren feinen Spitzen in die Flut. Das Mondlicht fällt auf die Wasseroberfläche, erhellt die eine Seite des weitläufigen Buschwerkes und des Schilfes, während auf dem Ganzen das Dunkel der Nacht ruht. Der dieses Bild betrachtende Mensch ist der höchste Punkt in der flachen Gegend, deren Horizont in den Düstern der Nacht gehüllt ist. Ueber die Landschaft ist die blaue Glocke

des Himmels gestürzt. Die unzählbaren Lichter der Gestirne leuchten durch. Es ist dies eine Theißlandschaft. Die Sommernacht ist warm. Ein Feuer brennt im Gebüsch am Strande der Theiß, beleuchtet einen braunen Mann und ein weißes frisches Mädchen. Beide harren auf das Gericht Fische, welches in dem Kessel, reichlich mit Paprika gewürzt, siedet. Beide sprechen nicht. Endlich ist das Essen fertig; das Mädchen füllt die Schüssel, bald ist sie leer; das Feuer geht aus, nur einzelne Brände lodern noch in kleinen Flammen zerstreut umher. Die zwei Menschen erheben sich. Am Ufersaume sind zwei Rähne befestigt. Sie werden gelöst; der Mann besteigt den einen, stößt ab, rudert den Kahn einige Klafter in den Strom hinein, ein am Schnabel des Bootes befestigtes Netz entfaltet sich, auch das Mädchen rudert nun den Strand entlang, den Strom hinan, und so ziehen die zwei Rähne und die Fischer mit dem Netze ihrer Beute entgegen. Die Mondesstrahlen tanzen vor ihnen einher, werden vom Boote getheilt und laufen an den Seiten der Rähne mit den Wasserwellen herab; nur auf dem Antlitze der Menschen ruht das volle Mondlicht.

Am Strande der Theiß befindet sich ein kleines Dorf. In einem seiner letzten, niedrigsten Häuser,

daß nur ein Zimmer und eine dunkle Kammer hat, in welcher sich Fischergeräthe, durcheinandergeworfen, befinden, liegt in dem erstern in einem ärmlichen, weißhölzernen Bette eine franke alte Frau. Niemand ist um sie. Die Fieberhitze glüht auf ihrem abgemagerten Antlitze, die grauen Haare stehen unter dem gebleichten, einst rothen Kopftuche hervor und die Augen sind trübe, wenngleich hervorgetreten. Kein Licht brennt im Zimmer; nur das Mondlicht wirft einen hellen Streifen auf den Lehm Boden desselben und beleuchtet einen Krug mit Wasser, der beim Haupte der armen Frau steht. Diesen ergreift sie von Zeit zu Zeit mit ihren abgemagerten Händen, bringt ihn mühselig an ihren lechzenden trockenen Mund, und trinkt mit tiefen Zügen aus demselben. Dann setzt sie mit einem tiefen Athemholen, dem Zeichen der augenblicklichen Linderung, den Krug wieder auf den Boden. Das Haus erfüllet Stille, nur eine Kuh brüllt von Zeit zu Zeit, die in dem kleinen Hofe, an einen Pfahl mit einem Stricke gebunden, unter freiem Himmel ihr Nachtlager hält. — Die alte arme Frau ist die Mutter des Fischers, der auf der Theiß dahinfährt, und die Ziehmutter des Mädchens, welches sie als achtjähriges Kind — jetzt zählt es zwanzig Jahre — in das Haus nahm, da ihm

Vater und Mutter, ebenfalls Fischer, zugleich gestorben waren. Es waren ebenfalls arme Leute gewesen, noch ärmer als die alte Frau, welche doch das schlechte Häuschen besaß; die nichts zurückließen als das schöne Kind, einen Schatz, den jedoch Niemand der Dorfbewohner zu schätzen wußte. Als Nachbarin und Freundin mußte wol die arme Frau das verwaiste Kind in das Haus nehmen, in welchem es gedieh und schön wurde, frisch und gesund dabei, rothbäckig und blauäugig, wie kein Mädchen im Dorfe. Die Frau bereuete die That nicht und hatte auch wenig Ursache dazu, denn die Jungfrau fing Fische mit dem Sohne, welche dann verkauft wurden; dies war der Nahrungszweig der Familie. Die alte Frau war bereits seit längerer Zeit krank. Sie hatte das Fiebersieber. Dennoch schlich sie umher, so gut sie eben konnte, und half mit, wo es etwas zu arbeiten gab. Aber heute mußte sie sich legen, sie war recht sehr krank. Die Kinder wären gerne zu Hause geblieben, jedoch man mußte von dem Leben, was man täglich verdiente, und die Mutter hieß sie, etwas rauh, was sonst ihre Gewohnheit nicht war, fischen gehen, indem sie sich rüstiger stellte, als sie es in der Wirklichkeit war. Die beiden jungen Leute durchschauten ihr Benehmen wohl; sie sahen, wie krank

die Mutter war, jedoch der Erwerb geht Allem vor, und so blieb die arme Frau sich selbst und Gott überlassen. Mit schwerem Herzen verließen die Kinder die Mutter. Deshalb sprachen sie so wenig, als sie bei dem Feuer saßen; sie hatten auch einen schlechten Abend gehabt und fischten deshalb bis in die Nacht hinein.

Der junge Mann war eben auch nicht mißgestaltet, wenn er auch nicht so schön als die Jungfrau war. Daß er ein hübscher kräftiger Junge sei, fiel dieser wol etwas früher ein, als ihm die Schönheit der letztern aufging, da Mädchen bekanntlich früher und tiefer fühlen, als Männer. Dennoch war in letzter Zeit auch Andor mit sich selbst einig, und es war ihm klar, daß ihm das Mädchen besser gefalle, als irgend eines im Orte. Beide hielten jedoch noch ihre Gefühle verborgen, wenn es gleich auffiel, daß zwei junge Leute, die seit ihrer Kindheit miteinander gewesen, sich in letzter Zeit so genau und längere Zeit besahen, als hätten sie sich vorher nicht gesehen. Es kam ihnen vor, als wären sie wechselseitig eben nicht mehr dieselben Menschen, sie waren sich fremd geworden, und waren sich doch wieder so unendlich nahe gerückt, daß es ihnen schien, als hätten sie sich vorher gar nicht gekannt. Doch diese

Gefühle waren heute durch den Schmerz über die Krankheit der Mutter und deren trostlose Lage verdrängt, und durch die Angst, ob sie vielleicht nicht während ihrer Abwesenheit gar zu schlecht werden könnte. Und dennoch konnten sie ohne Beute nicht nach Hause. So fuhren sie gegen den Strom; die schönen Gesichter Beider waren vom Mond beleuchtet. Kein Laut regte sich; nur die niederfallenden Ruder und die dadurch erhobenen, in kleinern und größern Mengen wieder herabfallenden Wasse rhörte man, und den plötzlichen zischenden Ruck im Wasser, wenn das obere Stück des Netzes vorwärts gerissen wurde.

Andor, dem die Stille zu trostlos war, der das Mädchen aus seiner Angst reißen und sich selbst zerstreuen wollte, auf die Gefahr hin, die Fische zu verjagen, fing an zu singen, wie die Kinder, wenn sie in der Finsterniß allein beisammen sind, um sich Muth zu machen:

„In dem Netz, das fein geschlungen,
Fängt der Fisch, der schnelle, sich —
An den Blicken deiner Augen,
Blondes Mädchen, fängst du mich!

Blau sind deine tiefen Augen
Wie der Himmel, wie die Flut;
Wär' ich frei — so möcht' ich wissen,
Was mein Bild in ihnen thut?“

So sang der Fischer, wie gesagt, um das Mädchen von den traurigen Gedanken abzubringen. Obwohl ihm im Anfange das Lied nicht ganz frei und rein aus der Kehle floß, und ihm nicht so zu Muthe war, daß es ihn zum Singen nöthigte, so ging es doch gegen Ende der ersten Strophe bereits frischer und besser. Als er beim Beginn der zweiten, da er von den blauen Augen sang, unwillkürlich nach der Jungfrau hinüberblickte, fing sie mit ihrer hellen reinen Stimme mit an, die Melodie zu singen, die sie um eine Octave höher, wie es eben in dem Frauenorgan liegt, anhub. Andor verließ hingegen die Hauptstimme, und sein Ton sank, gleichsam als ob er nur nebenher ginge, um eine Terz herab. So sangen die zwei jungen Leute, immer heller und lauter, und der Zwiegesang mochte weithin tönen durch die lautlose Luft.

„Was unsere arme Mutter jetzt machen wird?“ fragte die Jungfrau, als sie einen Augenblick mit dem Gesange einhielten.

„Gott wird sie wol bald gesund werden lassen, das Wetter ist mild und deshalb weniger Gefahr, wenn sie auch allein ist!“ entgegnete Andor.

„Es ist wahr, die Luft ist so warm, es ist mir schwül.“

Sie begannen wieder zu singen und die Jungfrau tauchte, nachdem sie das Ruder ein wenig auf den Boden des Bootes gelegt hatte, die Hand in die Flut, schöpfte daraus und befeuchtete ihr rosiges Antlitz.

Andor sah ihr zu, und während er sang, sah er ihre schönen blauen Augen lange an und meinte, daß das Mädchen im Liede wol ebenso schöne gehabt haben müsse. Und er sah fort und fort nach den Augen, und in kurzer Zeit, da beide Ruder ruhten, befanden sich die zwei Rähne, indem sie stromab eilten, nebeneinander. Andor knüpfte, ohne zu wissen, was er that, die Rähne aneinander und war im zweiten Momente in dem Rähne der Jungfrau.

„Mir ist so bange!“ sprach diese, indem sie schüchtern den Blick zu Andor erhob.

Dieser konnte kein Wort sagen. Die Boote liefen stromabwärts, fast ohne sich zu bewegen; die Luft war warm, der Himmel voll Sterne und das Dunkel wurde nicht mehr vom Mond verscheucht, der hinter den Gebüsch stand. Andor faßte die Jungfrau an beiden Händen, fühlte das Blut in ihren Adern und, als er sie küßte, das leise Beben ihrer Lippen und den heftigen Herzschlag, als er sie an seine Brust drückte. Die Jungfrau wollte sich los-

ringen — man hörte nur noch den Namen Andor lispeln.

Lautlos landeten sie nach längerer Zeit, lautlos hielten sie sich bei den Händen. Das Mädchen sah mit feuchten Augen zu Boden, und hauchte auf Andor's Händedruck: „Die Mutter krank, wie konnten wir das und uns so vergessen?“ — Dann hoben Beide die gefangenen Fische aus dem Kahne und trugen sie nach Hause. Das Mädchen ging zagend, Andor beinahe triumphirend. Klopfenden Herzens betraten Beide das Haus, die Stube. Die Mutter empfing sie mit der Frage:

„Nun, habt ihr einen guten Fang gethan?“

„Bist du bereits wohl, liebe Mutter?“

„Vor einer halben Stunde verließ mich plötzlich das Fieber,“ sprach die alte Frau; „die Nacht muß sehr schön sein!“

„Ich weiß mich an keine schönere zu erinnern,“ sprach Andor. „Doch weil Gott, wie es scheint, ein Wunder an dir gethan hat, liebe Mutter, so sei so gut — bei diesen Worten nahm er das Mädchen bei der Hand, führte die Zitternde an das Lager der Mutter und kniete mit ihr nieder — und segne uns, liebe Mutter, wir wollen heirathen!“

„Spricht er wahr, meine Tochter?“ fragte freudig die alte Frau.

„Ja!“ schrie das Mädchen und stürzte mit dem Rufe: „Mutter, liebe Mutter!“ der alten Frau weinend an die Brust.

„Was hast du denn, mein Kind?“ fragte diese; erhielt jedoch keine Antwort, bis sich das Mädchen ausgeweint hatte. Dann glitt dieses an dem Bette herab und schaute mit freudigem, wenn auch noch feuchtem Blicke zur Mutter ihres Andor empor, als diese die Hände auf ihre Häupter legte und sagte: „Gott gebe eurer Verbindung seinen Segen!“

Bald darauf wurde Andor mit seiner Geliebten in der Kirche vereint. Sie lieben sich, und auch ihr Hauswesen gedeiht; doch leben sie eben wie arme Fischer an der Theiß vor ihnen gelebt haben und auch noch vielleicht nach ihnen leben werden.

V.

Ein Edelmann.

Jenseit der Theiß, in einem kleinen Dorfe, besaß ein alter Edelmann ein Haus mit einem Garten, großem Hofe, Scheunen, Hornvieh und Pferdeställen. Die Einwohner des geringen Orts waren seine Unterthanen. Er, alt, grau und mürrisch, war Witwer seit mehren Jahren, nicht sonderlich reich, aber auch nicht arm, und nannte ebenso viel sein eigen, als in Ungarn erforderlich ist, um ein kleiner Edelmann geheißen zu werden. Täglich spielte er mit dem Herrn Pfarrer und noch einem Edelmann, einem sehr kleinen, der beinahe gar nichts besaß, Tarok; täglich rauchte er unzählige Pfeifen Taback, trank dazu einige Gläser Wein und zog, wenn er misgestimmt war, seinen grauen Schnurbart nach unten; war er aber fröhlich,

was selten geschah, so kräufelte er ihn empor. Er fluchte so stark und so oft, daß selbst der Pfarrer gegen die Kraftausdrücke taub geworden war. Als Edelmann geboren, war er im Dorfe im Hause seines Vaters aufgewachsen, hatte in der nächsten größern Stadt *gymnasium et philosophiam* studirt, war nach Hause zurückgekehrt, heirathete nach der Aeltern Tode, bekam einen Sohn, verlor seine Frau, schickte den Sprossen, als er aufgewachsen war, in die Stadt, um auch *gymnasium et philosophiam* zu studiren, und verwendete ihn nach absolvirten Studien und zurückgelegtem zwanzigsten Jahre zu Hause in der Wirthschaft. Er war einer jener wenigen Menschen, deren Leben flach dahinfließt, gerade, in derselben Richtung fort, dem Tode zu. Kein großes Glück hatte sein Leben gehoben, kein Unglück es gedrückt. Und so dachte er auch seinen Sohn das Leben zurücklegen zu sehen. Doch dieser hatte um vierzig Jahre später *gymnasium et philosophiam* studirt. Während der drei Jahre, als er zu Hause Oekonomie trieb, waren jedoch die in den letzten zwei Jahren seines Aufenthalts in der Stadt gefaßten nationalen Ideen, die von Preßburg und Pesth aus das ganze Land allmählig erfüllten, zurückgedrängt worden. Mangel an äußerem Anstöße und eine Jugendliebe waren

schuld daran. Im Hause waltete nämlich ein siebzehnjähriges, schönes, frisches Mädchen, als der junge Mann aus der Stadt zurückkam, und das früher wenn auch nicht unbeachtete, so doch mit nichts weniger als Liebe, sondern mit Geringschätzung, als Dienerin behandelte Mädchen ward nun heiß und glühend geliebt. Die Aeltern des schönen Kindes waren todt. Der Vater war Aufseher, die Mutter Wirthschafterin im Hause gewesen. Nach dem Tode der Letztern übernahm die Tochter die Geschäfte derselben, wie dies so in der Familie üblich war, denn man konnte die beiden Familien, die gutherrliche und die des Aufsehers, lange Zeit zurück beisammenlebend, verfolgen. Die Stellung des Mädchens brachte es daher öfter während des Tages in die Nähe des jungen Mannes, und jedes alleinige Zusammentreffen mit ihm dem frischrothen Munde zärtliche Küsse, die es anfangs von sich abzuwehren sich bemühte, später aber gerne duldete, wenn nicht gar erwiderte. So verflossen drei Jahre nach der Zurückkunft des jungen Mannes friedlich und still. Er war dreiundzwanzig, das Mädchen zwanzig Jahre alt, als der alte Edelmann nach kurzer Krankheit plötzlich starb.

Das Begräbniß war vorüber, das Geläute der Glocken verklang in der lauen Abendluft. Die Leute,

welche dem Sarge folgten und aus entfernten Gegenden gekommen waren, saßen lärmend beim Leichenschmause und waren ungehalten, daß der junge Herr Ferri (Franz) ihnen nicht Gesellschaft leistete. Er hatte sich, nachdem er den Herren und Frauen Dank gesagt, für die letzte Ehre, die sie seinem Herrn Vater erwiesen und sie gebeten mit dem Wenigen, was er aufzutischen vermöge, vorlieb zu nehmen, auf sein Zimmer begeben. Dort überließ er sich seinem Schmerze und den durch denselben hervorgerufenen Gedanken, während die arme Irma (Marie) nicht nur die ganze Mahlzeit auszurichten, sondern auch zu beachten hatte, ob die Gäste ordentlich bedient würden. Nach und nach fuhren diese fort, das Haus ward leer und stille. Die Nacht jedoch, eine laue sternenhelle Augustnacht, hatte sich schon lange über die Erde ausgebreitet, als Irma endlich mit ihrem Geschäfte zu Ende war. Sie nahm die brennende Kerze in die Hand und ging aus der Küche in ihr Zimmerchen. Dort stellte sie die Leuchte vor den kleinen Spiegel, brachte ihr Kopf- und Busentuch und ihre Schürze in Ordnung, während die lang unterdrückten Thränen über ihre frischen rothen Backen perlten, nahm die Kerze wieder und betrat die Zimmer, welche der Gestorbene bewohnt hatte. Ihre Schritte weckten Wiederhall in den leeren

dunkeln Gemächern; sie durchschritt anfangs zögernd, dann rascher die Räume, während ihr Auge staunend umherblickte. Vor dem letzten Zimmer blieb sie stehen, da die Thüre halb zugelehnt war. Sie horchte; doch als sie keinen Laut vernahm, öffnete sie dieselbe gänzlich und das Licht erhellte das Zimmer. Irma sah rasch um sich, und verließ es, da sie auch hier Niemand fand. Die Thüre führte auf den Gang, der hier einen Winkel bildete. Da, in dem rechten Flügel des Hauses, lagen nämlich die zwei Zimmer, die Ferri bisher bewohnt hatte. Im linken Flügel wohnte Irma. Die Fenster beider Flügel führten in den baumreichen Garten. Vor der Thüre endlich blieb Irma stehen. Sie zögerte, klopfte, horchte und öffnete, als sie keinen Laut vernahm; dann betrat sie das erste, dann das zweite Zimmer. Der Kerzenschein fiel auf Ferri, der in den dunkeln Garten hinausstarre. Seine Augen waren vom Weinen roth.

„Guten Abend, junger Herr, ich habe Euch in den vordern Zimmern gesucht. Ich komme!“ sprach Irma.

„Meine süße, liebe Irma,“ unterbrach sie der junge Mann, „ich danke dir viel mal, daß du kommst, mir meine Einsamkeit zu erleichtern. Stelle die Kerze auf den Tisch und setze dich nieder.“

„O laßt mich stehen, Herr!“

„Nein, setze dich nur, Irma, nicht dort, nicht dort, komm her, liebe Schwester, da, auf diesen Stuhl setze dich, zu mir, hierher — so!“

„Herr, ich bin gekommen, um Euch Rechnung zu legen und Euch zu fragen, was Ihr morgen essen wollt; denn da der Herr jetzt todt ist, werdet Ihr mir es nun sagen müssen.“

„Lasse das, liebe Irma. Besorge künftighin Alles wie du willst, wie du es, so lange mein guter Vater lebte, gemacht hast. Weine nicht, ich habe mich ja selbst kaum gefaßt.“ Ferri ergriff Irma's Hand, umfaßte ihren Leib, drückte das Mädchen, dessen hoch-aufflammende Wangen glühten, an sich. Sie zitterte und wollte sich seinen Armen entwinden, doch er hielt sie fest umschlungen.

„Herr!“ sprach sie.

„Irma, willst du bei mir bleiben, willst du auch gerne bei mir bleiben, willst du mich nicht verlassen?“

Das Mädchen blickte mit den großen blauen Augen zu ihm fragend empor. — „Ich, Herr, ich diene Euch ja, wie sollte ich Euch denn verlassen?“

„Ob du aber auch gerne bei mir bleiben willst. Schwester, liebe, liebe Irma, ob du mich liebst?“

Das Mädchen hätte keine Antwort geben können, auch wenn ihr Ferri's Küsse nicht den Mund verschlossen hätten. Er preßte das glühende zitternde Kind, dessen Herz und Sinn durch den Wechsel der Trauer und der Freude betäubt waren, in seine Arme. Irma widerstrebte, aber die Glut der Küsse entflammte sie, und die aneinander schlagenden Herzen zogen sich unwiderstehlich an. Die Flammen der Liebe verzehrten die Thränen der Trauer in den Augen Beider, und sie standen innig verbunden an dem geöffneten Fenster. Die Nachtluft strich über die Blumen und Gesträuche des Gartens, bewegte die Weinblätter, die das Fenster umrankten, und umfloss kühlend die Wangen Beider. Irma rang sich los, aber Ferri behielt ihre rechte Hand. Sie bewegte sich gegen die Mitte des Zimmers, wollte mit der freien Hand die herabgebrannte Kerze ergreifen und hauchte: „Gute Nacht, Herr!“ Aber Ferri ergriff schnell den Leuchter und das Licht erlosch. Er drückte das bebende Wesen gewaltig an sich: „Verlasse mich nicht, bleibe bei mir, bleibe bei mir, süße, theure Irma!“ bat er. Er bat so flehend — sie widerstrebte lange Zeit. Dann unterbrach nur noch ein schnell unterdrückter Laut die Stille der milden lauen Sommernacht.

Von dieser Stunde an war sie sein eigen mit Leib und Seele. Sie lebten heiter und glücklich. Irma waltete unermüdtlich im Hause; vom Morgen bis zum Abend hatte sie das Vielerlei im Haushalte theils selbst zu besorgen, theils die Arbeit Anderer zu beaufsichtigen. Ferri war genöthigt im Felde nachzusehen, oder schlich mit der Büchse im Dunkel des Waldes oder am schilfumgürteten hellen Flußstrande dem Wilde nach. Wenn er nach Hause zurückkehrte, so erwartete ihn das heitere freundliche Wesen seiner stillen Irma, die zurückhaltend und bescheiden seinen Tisch deckte und ihm diente; dem Mahle konnte und wollte sie nicht beiwohnen, da sie die Speisen auftragen mußte: ein ihr liebes, gewohntes Geschäft. Sie empfing stets mit erröthender Wange und Stirne die Küsse Ferri's, und wollte täglich mit bebendem Herzen die Auffoderung ablehnen, nach beendeter Mahlzeit am Tische sich niederzulassen. Wenn sie sich aber doch setzte, so geschah es in einiger Entfernung, und erst dem Arme des Geliebten gelang es, sie in seine Nähe zu bringen. Und so blieb sie sich immer und immer gleich. Saß sie endlich an seiner Seite, so erzählte sie vergnügt von Allem, was im Hause vorgefallen war, was noch zu thun übrig sei, und was für die Zukunft

nöthig wäre; wie das Hauswesen gedeihe, was hier förderlich, dort zu entfernen sei, weil es Schaden bringen könnte. Das war stets der Inhalt ihres Gesprächs, ein Inhalt, der täglich der Unterredung kleine Abwechslung bot, wenn er auch nur einen geringen Gedankenkreis füllte. Und wenn dann Ferri die Geliebte in seine Arme nahm, so empfing sie seine Liebkosungen mehr dulddend, wenn auch beglückt durch dieselben, gleichsam als Belohnung für ihr Wirken. Sollten sie dieselben nicht aufmuntern, fleißig zu sein? Und war sie nicht gerne strebsam — um solchen Lohn? Wenn aber Ferri sie liebkoste, immer mehr in Glut und Begeisterung kam, und in Betheuerungen seiner Liebe und seines Glücks ausbrach, wenn die Rede seinen Lippen entströmte, schneller und bewegter, weil Gefühl und Gedanken sie besflügelten — da vermochte sie nur zu horchen, wenn sie auch nicht viel hörte und verstand. Sie liebte, und wußte nur, daß sie liebte. Ja, ja, nein, nein, waren ihre Worte — Erglühlen, glutvolles Umfassen des Geliebten, gänzliche Hingebung und Auflösung an und in ihm, deren werkthätiges Beweisen. So lebten sie den schönen warmen, so den kalten Theil des Jahres hindurch nur füreinander. Erst gegen Ende des Winters wollte es Ferri bedünken, als sei

ihm die Jagd, allein, ohne Gesellschafter, nicht mehr so angenehm. Auch dachte er daran, daß er den Pfarrer noch gar nicht besucht habe. Wenn er an dem Pfarrhose vorbeikam, fühlte er Sehnsucht ihn zu betreten. Doch bald kam der Frühling und mit ihm erneute Arbeit. Ferri mußte hinaus auf die Felder, den ganzen Tag hindurch schaffen, so zwar, daß er müde, ruhebedürftig nach Hause kam und in der lieben Gesellschaft seiner schönen Irma vergaß, daß sich das Bedürfniß in ihm leise geregt hatte, mit gebildeten Menschen umzugehen. Der Frühling jedoch entfloh, der Sommer mit seiner Glut erkaltete, der Herbst mit seinen Früchten hatte reichlich die Behältnisse gefüllt. Der scharfe Wind pfiß bereits über die kahlen Felder, deren Stoppeln der Morgenreif versilberte, als Ferri plötzlich Besuch bekam. Eines Abends, im Spätherbste, schoß ein Fuhrwerk, von leichten Kennern gezogen, in den Hof. Die Hunde schlugen laut an; Ferri eilte hinaus, um zu sehen, wer gekommen sei. „Grüß’ dich Gott, Freund!“ rief ihm eine Gestalt entgegen, die sich alle Mühe gab, aus der weiten Bunda (dem Pelzrocke) zu schlüpfen und aus dem Wagen zu springen. Es war ein junger kräftiger Mann, braun im Antlitz, so weit der dunkle harte Vollbart eine Gesichtsfarbe

sehen ließ. Von dem kleinen schwarzen, nach dem rechten Ohre zu herabgedrückten Hütchen flatterte das schwarze Seidenband nach rückwärts. Es war ein Jugendfreund aus der Stadt, ein ehemaliger Schulgenosse, jetzt Jurat (Advocaturcandidat), der sich Ferri's erinnerte und kam, einige Tage auf dem Lande mit seinem Freunde lustig zu durchleben.

„Grüß' dich Gott, Bruder!“ begann er nochmals, Ferri umarmend und kräftig küßend, der ihn endlich erkannt hatte. „Halte ich nicht mein gegebenes Wort? Sei nicht böse, daß ich nach so langer Zeit erst dich besuche; aber du siehst jetzt, daß es mir doch Ernst mit meinem Versprechen war. Wie geht es dir? Wie lebst du? Was treibst du? Dein Vater ist gestorben! Ich habe gehört davon, nun du wirst dich wol getröstet haben, bist jetzt allein Herr im Hause. Hast wol guten türkischen Taback, Cigarren, Wein, Braten und Papoika, wie? Lache nicht, ich habe nicht daran gezweifelt, sonst wäre ich nicht gekommen.“

„So laß uns doch eintreten,“ unterbrach Ferri den Juraten, „und sei mir willkommen!“

„Ja, komm, Freund,“ entgegnete der Jurat, der die Pause benutzte, durch starke Züge die Blut in seinem langen Tschibuk (türkische Pfeife) aufzufrischen,

den er während der Rede und den Umarmungen sorgfältig geschwungen hatte, um das Glimmen des feinen Tabacks nicht aufhören zu lassen. „Doch warte noch ein Weilchen. He, Tancsi!“ schrie er dem Kutscher nach, dem Ferri's Diener mittlerweise den Standort des Wagens und der Pferde andeuteten; „he, Tancsi!“ — dann folgten einige Kraftausdrücke — „wo hast du meine Sachen, meinen Taback, meine Kleider?“

„Mein Diener hat Alles bereits in das Haus getragen,“ sagte Ferri.

„Ach so, vergib; die Freude, dich zu sehen, läßt mich alles Andere übersehen. Die Equipage gehört unserm Freunde B., und so ein . . . von einem Kutscher glaubt, daß, wenn uns ein Freund eine Gefälligkeit erweist, er sie miterweise. B. hat jetzt vier Pferde, und da mußte er mir wol die zwei leihen, mochte er wollen oder nicht. Wie freut es mich, dich zu sehen; aber ich muß bald wieder fort, habe nur vierzehn Tage Zeit, bei dir zu bleiben!“

Während der letzten Rede waren Beide in dem Zimmer angelangt. Mit den Worten: „Ach, ich bin müde!“ warf sich der Turat auf das Sopha, und blies dicke Rauchwolken zur Zimmerdecke empor. Ferri, erfreut über diesen Besuch, war hinausgeeilt,

um Anordnungen zu treffen, und kehrte bald zurück, während Irma Wein, Gläser und Brot auf den weißgedeckten Tisch stellte. Die Dunkelheit und der Tabacksqualm ließen nichts im Zimmer deutlich erscheinen. Ferri zündete deshalb Kerzen an. Der Surat stürzte einige Gläser Wein hinab und warf sich wieder auf das Sopha.

„Verzeihe, Freund, aber ich bin müde,“ entschuldigte er. Ferri lehnte sich in die andere Ecke, und der Surat fuhr fort: „Jetzt erzähle du. Wie lebst du, was treibst du?“

„Nun ich habe sehr viel zu thun, auf dem Felde, zu Hause.“

„Also Dekonom bist du? Auch gut. Doch womit unterhältst du dich?“

„Mit der Jagd, mit dem Fischen!“

„Ist das Alles? Kein Ball, keine Musik erfreut dich? Ah, du bist wol Politiker mit Leidenschaft, fährst oft in die Stadt zu den Congregationen, Comitatsverhandlungen. Wann warst du das letzte mal in der Stadt?“

„In der Stadt? Ich weiß es wirklich nicht. Ich war nicht in der Stadt, seit ich von dirchied.“

„Du fährst nicht in die Stadt? Was treibst du denn? Ah, ich begreife, dein Comitatus ist dir zu

wenig liberal. Hast Recht, da lobe ich mir das un-
 fere, das ist oppositionell, wie es sich gehört. Doch
 gut, daß ich mich erinnere. Hast du bereits die heu-
 tige ungarische Zeitung? Gib sie her. Ist etwas
 Neues in derselben von Wichtigkeit enthalten? Ist
 die pesther Comitatswahl schon vorüber?"

„Ich muß dir gestehen, Freund, ich halte keine
 Zeitung!“

„Du hältst keine Zeitung? Spaße nicht!“

„Ich gestehe, daß ich im Ernste —“

„Was, Mensch, Gott verdamme dich, du beküm-
 merst dich vielleicht gar nicht um Politik?“ schrie ent-
 setzt der Jurat. „Du bist ein Indifferent? Du
 bleibst mit kalter Seele in deinem Hundeneß sitzen
 und läßt ruhig dein Vaterland — was, du weißt
 also gar nicht, was in der Welt vorgeht? Du weißt
 nichts von der Theißregulirung, vom Schutzverein,
 von den Administratoren, von den kroatischen Ver-
 hältnissen? Das Alles ist an dir vorübergegangen,
 wie an einer Bildsäule, die sich vom Sturme peitschen
 läßt und stets auf einem Orte feststeht und dasselbe
 Gesicht schneidet? Und du bist ein Ungar, willst ein
 Sohn des Vaterlandes sein? Wo sind denn deine
 Versprechen, die Gelübde, die wir thaten, als wir
 schieden? Hätte ich das gewußt, ich wäre gar nicht

hergekommen. Doch nein, es ist gut, daß ich hierhergekommen bin, ich will dich vom Rande des Abgrundes wegziehen, ich will einen Todten der Menschheit wiedergeben.“

„Ereifere dich nur nicht so, Freund, ich will ja nachholen, was ich versäumt habe; ich glaube, daß es noch Zeit ist.“

Die eben eintretende Irma unterbrach das Gespräch. Sie deckte den Tisch zum Nachtessen. Die beiden jungen Männer nahmen Platz. Irma trug das Essen auf. Als sie in des Suraten Nähe kam, sah dieser sie aufmerksam an, und wollte sie, als er ihre Schönheit bemerkte, um den Leib fassen. Sie wehrte seine Hand ab. Ferri sprang auf und rief: „Lieber Freund, das darfst du nicht thun!“

„Darf man deine Dienstleute nicht anrühren?“

„Sie ist nicht meine Dienerin.“

„Nicht deine Dienerin? Ah!“

„Sie ist im Hause aufgewachsen, beinahe meine Schwester.“

„Und du läßt dich doch von ihr bedienen, was stellt sie denn eigentlich vor?“

„Sie ist — sie ist — meine Wirthschafterin, und ich muß dich bitten, sie anständig zu behandeln.“

„Ah nun, ich verstehe,“ sprach der Turat, und der Genuß der Speisen und des Weines unterbrach zur Freude Ferri's das Gespräch. Nach dem Essen plauderten Beide noch fort. Der Turat machte Ferri mit allen Fragen, welche jene Zeit bewegten, bekannt, und füllte das Herz und den Kopf des jungen Mannes überreichlich an. Die vierzehn Tage des Beisammenseins genügten zu einer oberflächlichen Unterweisung, denn Gespräche über Politik füllten allein die Zeit, die ihnen Jagd, Fahren und Reiten freiließen. Je weniger sich übrigens Ferri während der Anwesenheit des Turaten mit dem Hauswesen beschäftigte, desto mehr hatte Srma zu besorgen, die seit dem Vorfalle bei der Mahlzeit nicht mehr auftrug. War sie aber auch noch so stark beschäftigt, so blieb ihr doch noch Zeit genug, um zu bemerken, daß Ferri sich wenig um sie bekümmerte. Dieser fühlte sich glücklich in der Gesellschaft seines Freundes. Endlich kam die Stunde heran, innerhalb welcher er scheiden mußte. Ferri hatte ihm früher das Versprechen geben müssen, öfter nach der Stadt zu kommen. Die Zeitung war bereits pränumerirt, und der Turat reiste ab, unter vielen Umarmungen, Flüchen auf den Kutscher, der Einiges vergessen hatte, und mit nochmaligen Zusprachen, Ferri möchte doch bald kommen,

um sein Leben als Mensch in Geselligkeit mit andern Menschen zu genießen.

Ferri freute sich, als im Hause wieder die alte Ordnung und Ruhe herrschte. Müdigkeit ließ seinen Geist in der gewohnten Denk- und Handlungsweise sich mit Freude bewegen.

Als Irma am Abende kam — vierzehn Tage lang war dies nicht geschehen —, um ihm zu berichten, was sich zugetragen, da heimelte es ihn an, als wäre er nach langer bewegter Reise ins Vaterhaus zurückgekehrt. Er konnte nicht begreifen, was ihn abgehalten, so lange Zeit hindurch die Geliebte unbeachtet gelassen zu haben. Er warf sich mit Leidenschaft an ihre Brust und rief: „Gott sei Dank, jetzt sind wir wieder allein!“ Irma erzählte in Kürze, was sich zugetragen. Es war Vieles geschehen, was beträchtlichen Schaden nach sich zog. Ferri konnte nur sich die Schuld geben; bei besserer Aufsicht hätte Manches vermieden werden können. Er schwieg. — Mit Lebhaftigkeit betrieb er nun wieder seine Geschäfte. Selbst die täglich mit der Post anlangende Zeitung beirrte ihn nicht. Er las sie erst am Abende. Diese Lecture nahm aber einen großen Theil jener sonst für ihn so schönen Stunden hinweg, die er früher mit Irma zuzubringen pflegte. Er suchte jedoch, wenn

er ergriffen war von einer Idee, von einer Begehenheit, welche die Zeitung brachte oder anregte, sie Irma mitzutheilen; jedoch mußte er bald entdecken, daß das arme Kind zwar ein wenig Lesen und Schreiben konnte, seinen Gedanken zu folgen aber nicht im Stande war. Deshalb begann er sie Einiges zu lehren; aber die Zeit war dem armen Mädchen farg zugemessen, und Ferri war selbst mitten in der Strömung, die seinen lang gehemmten Geist zu hoch fluten machte, um Ruhe und Geschick genug zu haben, Andere zu belehren. Er gab den Unterricht bald auf.

Das Bedürfniß, sich mitzutheilen, führte ihn jetzt öfter zum Pfarrer. Er sprach mit ihm und trug, was er bei ihm an Büchern vorfand, nach Hause, die zu studiren er auch mehr Muße hatte, denn es war bereits der Winter da. Irma und alles Andere wurde wieder vernachlässigt. Nicht einmal mehr Lust besaß er, die Berichte des schönen Mädchens zu hören; nur ihren schönen schwellenden Mund küßte er manchmal, und hemmte so auch die wenigen Worte, die sie zu sprechen wußte. Des Pfarrers Bücher waren übrigens bald gelesen, der Umgang mit ihm auch zu monoton; die Schönheit Irma's war ihm kein Ersatz mehr für den unbefriedigten Drang nach Wissen und

Unterhaltung, für die langen einsamen Tage und noch längern Abende, und so ließ Ferri an einem frischen Wintermorgen anspannen und fuhr in die Stadt.

Er warf sich mitten in den Strom des brausenden Lebens. Bei Tage wohnte er entweder den Comitatsverhandlungen bei, oder trieb sich in dem Casino herum. Er gab sich ganz der belebenden Strömung des öffentlichen Lebens hin. Nachmittags ritt und fuhr er, und die Abende wurden stürmisch und lärmend durchlebt. Man kam in einem großen Saale zusammen und wartete gewöhnlich bis der Führer der Partei hereintrat. Da ertönte stets ein hundertstimmiges Ejen! Zehn Aufwärter sprangen herbei, um ihn zu bedienen. Alles drängte sich um ihn, sprach mit ihm und drückte ihm die Hand. Dann ließ sich die Gesellschaft nieder. Die Speisen wurden aufgetragen, der goldene Wein floß und die Zigeuner spielten. Nach und nach kam man in Feuer. Die Discussion über politische Fragen regte auf, Wein und Musik erhöhten die Stimmung. Die Lebhaftigkeit, bald Geschrei, bald Jubel, kam zum Ausbruch. Und das Alles übertönte die Musik, welche lautes Singen und Schreien, Umarmen und Küssen, mitunter auch Weinen und Seufzen, Tuscheln und Oh

begleiteten. Dann wiederhallten Toaste, und der Kapellmeister der Zigeuner, die allein fortspielten, mußte mit dem Violinbogen auf den Boden des Glases nach dem Takte der Musik klopfen, während es die Toastausbringer leerten. Lust am Morgen, Lust am Abend und dazwischen eine Geist und Herz ergreifende, aufregende Thätigkeit ließen an Ferri Wochen, Monate vorüberjagen.

Endlich mit dem Beginne des Frühjahrs kehrte er heim, satt des äußerlich bewegten Lebens; aber der Durst nach Wissen, nach geistiger Anregung wuchs fortwährend. Irma diente ihm treu und redlich, nach wie vor. Er sah sie oft wehmüthig an und verfolgte aufmerksam ihr emsiges, freundliches Walten. Sie war sich gleichgeblieben; nichts hatte sich an ihr geändert. Sie liebte ihren Herrn, und das war ihr erhöhter Grund, Alles aufzubieten, um ihn zu fördern, ihm zu nützen. Sie hatte nie an sich gedacht. Liebkosungen und seine Liebe hatte sie als Gnade aufgenommen; daß er sich jetzt nicht mehr so viel mit ihr beschäftigte, wie früher, fand sie natürlich, denn sie fühlte den Mangel alles geistig Anregenden von ihrer Seite. Sie begnügte sich gern mit den Brosamen seiner Liebe, und war glücklich, wenn er vom Vollgenusse des Lebens prassen konnte. Dies

fühlte Ferri, dies mußte er. Er bemühte sich den Sommer hindurch, das nachzuholen, was der Winter vernichtet hatte. Aber weder in häuslichen Angelegenheiten wollte es gelingen — denn Irma allein war nicht im Stande gewesen, in der, wenn auch kleinen Wirthschaft Alles zu beaufsichtigen, und so war zu Vieles zu Grunde gegangen —, noch seine frühere Seelenruhe und naive Stimmung konnte er sich durch den Willen und das Denken zurückschaffen. Hat einmal Civilisation sich Bahn gebrochen, dann reißt sie unwiderstehlich mit sich fort. Er mußte in geistiger Beziehung vorwärts. Da gab es keinen Halt, viel weniger ein Zurück, das eben nicht ein Untergehen gewesen wäre. Er las und las; doch er arbeitete auch, die äußere Ruhe brachte bei innerer Bewegung seine Seele in jenen Schwung, wo sich die Form und das Wort leicht einstellt, um sich mit dem Gefühle und Gedanken zur Dichtung zu gestalten. So wurde Ferri auch Dichter. Er ging oft und viel im Walde einher. Schon fingen die Blätter an gelb zu werden und herabzufallen, als er eines Tages nach Hause eilte. Er hatte ein Gedicht gemacht, das wollte er nun ins Reine bringen. Er schrieb es ab, und als er eben damit fertig war, trat Irma ins Zimmer. Ferri, aufgereggt, fiel ihr um den Hals,

küßte sie viele, viele male heiß und innig, endlich hieß er sie, sich niedersetzen.

„Höre zu, Irma,“ rief er, „ich werde dir vorlesen, was ich gemacht habe!“

Das Mädchen setzte sich, und Ferri las das Gedicht. Irma sah ihn fragend an und hörte. Als Ferri geendet hatte und sie anblickte, schwieg sie.

„Nun Irma,“ drängte er eifrig, „wie hat dir das gefallen? Sprich!“

„Herr! Es kommt mir so vor, wie damals in der Kirche, als der fremde Herr Pfarrer aus der Stadt predigte.“

Ferri sprang auf und lief hinaus in den Wald. Nach langem Herumirren blieb er stehen und sprach: „Ja, ich liebe sie noch, die arme Irma! Aber eben deshalb muß ich einen Entschluß fassen. So, wie wir jetzt zusammenleben, kann es nicht bleiben. Meinem Geiste genügt sie nicht, und um sie herabzuwürdigen, liebe ich sie noch zu sehr. So kann es nicht bleiben! Mein Geist ringt nach Wissen, nach Bildung. Und hier allein kann ich mir sie nur verschaffen, wenn ich anders Haus und Hof erhalten soll; denn wollte ich oft nach der Stadt, so ginge meine Besingung aus Mangel an Aufsicht verloren. Hier bleiben muß ich also. Ein Opfer muß ich

bringen. Ich muß mich selbst um Irma berauben. Ich muß das Verhältniß lösen. Es ist entwürdigend, den Körper zu besitzen ohne die Seele. Und was kann sie mir jetzt noch sein? Was könnte sie mir in der Zukunft werden? Unser Bündniß, wie es einst war, ist ohnehin bereits seit langer Zeit getrennt. Kann sie noch ferner bei mir bleiben? Kann ich zu ihr sagen: Irma, sei fortan nicht mehr mein Weib, sei wieder, was du früher warst, meine Magd? Wenn sie auch jetzt diesen Unterschied nicht kennt, wenn sie sich auch nie als etwas Anderes betrachtete, denn als eine Dienerin, so möchte sie doch von dem Augenblicke an, wo der tödtliche Streich ihr Herz treffen würde, erkennen, was sie war und was sie ferner wäre. Nein, sie kann nicht im Hause bleiben, wir müssen uns trennen. Sie muß fort von mir.

Doch das „wie“ bildete den Punkt, den Ferri weder zu finden noch herbeizuführen im Stande war. Er wollte endlich alle zarten Fäden zerreißen, vor Irma hintreten, und ihr offen und gerade die ganze Sachlage mittheilen, als ein Vorfall die Gelegenheit von selbst herbeiführte. Ferri ging eines Tages über den Hof, als er plötzlich seinen Namen und ein offenbar Irma beschimpfendes Wort, mit demselben in Verbindung gebracht, hörte. Es mußte im Stalle

gespröchen worden sein. Als sich Ferri der Stallthüre rasch näherte, trat Irma, das Auge voll Thränen, hervor. Ferri zitterte am ganzen Körper. Er nahm das Mädchen bei der Hand und führte die Wehende in sein Zimmer. Sie weinte nicht mehr.

„Was ist geschehen, Irma?“

„Herr, Ihr wißt, daß der Pferdeknecht mir schon seit geraumer Zeit nachlässig vorkam. Ich ging in den Stall, um nachzusehen, als ich beim Eintreten bemerkte, wie er einen Sack voll Hafer in seinem Lager zu verbergen im Begriff war. Eben als ich ihn zur Rede stellte —“ Irma erröthete über und über. Ferri ging klopfenden Herzens und bangen Muthes auf sie zu, und sprach mit aller Festigkeit, die er zu erringen vermochte:

„Irma, wir müssen uns trennen!“

Irma, die kurz vorher noch Glühende, ward plötzlich bleich. Sie sah Ferri verwundert und lächelnd an und sprach: „Trennen, Herr? Trennen? Warum denn? Wie meint Ihr denn das?“ Dann blickte sie ihn tief forschend an.

„Meine Irma, ich kann dich nicht solch' einer Rede preisgeben. Ich glaubte bisher, daß die Leute unsere Verbindung nicht bemerkt hätten. Da ich dich liebe, so will ich dich nicht noch ein mal einer solchen

Behandlung aussetzen, deshalb glaube ich, daß es besser wäre, wenn wir uns trennten.“

Irma erröthete von neuem. Sie griff mit der Hand nach ihrem sich zusammenziehenden zuckenden Herzen und sah zu Boden, gleichsam als ob sie damit andeuten wollte, wie es denn möglich sei, daß Ferri allein nicht bemerkt habe, wie Alles um ihr Verhältniß wisse. Dann fuhr sie rasch mit dem Kopfe in die Höhe und sprach:

„Weil Ihr mich liebt, wollt Ihr, daß ich von Euch gehen soll?“

Ferri, betroffen, sprach weiter: „Ich kann es unmöglich dulden, daß du beschimpft werdest, und wenn du noch ferner im Hause bleibst, sind Ausstritte, wie der heutige, unvermeidlich. Deshalb werde ich mir Mühe geben, meine liebe Irma, dir eine Stelle in irgend einer angesehenen Familie zu verschaffen!“

„Herr, sprecht nicht so. Ich kann, ich will nicht von Euch fort. Warum wollt Ihr mich fortgeben? Aus Rücksicht für mich? Ich komme nicht aus dem Hause, und mit den Leuten des Dorfes wenig in Berührung. Außer dem Pferdeknecht hat noch Niemand im Hause mich beschimpft. Laßt mich doch da; ich will ja gern Alles ertragen. Ich will Euch dienen, treu und redlich, wie bisher. Ich will früh

Morgens, noch früher als sonst, aufstehen, und spät Abends schlafen gehen; will nicht rasten noch ruhen, will arbeiten und schaffen, so viel ich kann, und es wird viel sein, weil ich es gern thue. Herr, ich will Alles, Alles thun, nur laßt mich im Hause; stoßt mich nicht fort unter fremde Leute; laßt mich Euch dienen.“

„O Irma, rede nicht so! Verliere ich denn nicht dadurch, daß du dich von mir wenden mußt? Sage selbst, gibt es einen andern Weg? Wenn du im Hause bleibst und unser Verhältniß, wie es bisher bestand, auch nicht mehr fortbestehen würde, möchten es die Leute glauben? Und könnte es sich auch lösen, wenn wir beisammen blieben?“

„Herr, ich frage nicht, ich denke nicht daran, was die Leute sagen. Ich bin Eure Dienerin; das war ich, das bin ich, und das möchte ich bleiben. Das war mein Vater und meine Mutter und deren Aeltern. Herr, wendet Euch nicht ab. Ihr mögt vielleicht auf andere Weise fühlen, als ich — aber laßt Euch nicht durch Gedanken leiten, die nur auf mich Rücksicht nehmen wollen. Mich bestimmt nur meine Treue, meine Anhänglichkeit. Was soll ich allein unter Fremden? Hier bin ich zu Hause, hier kenne ich Alles, hier bin ich bei Euch. Herr, ich beschwöre

Euch, nehmt keine Rücksicht auf mich, laßt mich bei Euch, immer, immer!“

Ferri war tief gerührt; er war aber zu sehr und zu lange entschlossen, das Verhältniß zu lösen, als daß ihn Irma hätte bewegen können, seinen Plan aufzugeben. Er hob deshalb die zu seinen Füßen Kniende auf, und sagte:

„Du wolltest immer bei mir bleiben?“

„Immer, Herr!“ schluchzte Irma.

Ferri griff nach seiner Brust, wollte sprechen, vermochte es nicht; endlich rief er hastig: „Auch wenn ich heirathen möchte?“

Irma sah ihn an, starr und ruhig. Dann fuhr sie plötzlich zusammen. Dieses Wort hatte ihr Alles erschlossen. Ihre Vergangenheit, der gegenwärtige Augenblick war ihr klar. Sie sprach: „Verfüget Herr, wie Ihr wollt, wie Ihr glaubt, daß es zu meinem Besten sein würde!“ Dann schlich sie mühsam aus dem Zimmer. Ferri aber sank auf einen Stuhl und schlug die Hände vor die Augen.

Ferri war frei; das Band war mit einem Worte zerschnitten worden. Er glaubte dadurch eine Heldenthat vollbracht zu haben, daß er die Achtung, die Irma für ihn hegte, selbst vernichtete. Er wollte Beider Glück herbeiführen. Hatte er übrigens auch

bis zu dem Momente der Scheidung den Gedanken an eine Heirath wirklich nicht gefaßt gehabt, wie er ihn Irma auch nur fälschlich andeutete, so mag er unbewußt in ihm gelegen, vielleicht einmal plötzlich aufgetaucht, wenn auch ebenso schnell verworfen worden sein, da die damals noch innigere Liebe zu Irma nur solche Gründe aufkommen ließ, die für ihr und sein Wohl zugleich geltend gemacht werden konnten. Doch einmal dem Gehirn entsprungen, läßt sich der Gedanke nicht mehr wegleugnen. Er ist und tanzt vor uns einem Irrlichte gleich. Wir müssen uns mit ihm beschäftigen. „Müßte ich nicht doch einmal ein Mädchen heirathen, das mir in geistiger Beziehung ebenbürtig, und auch dem Stande nach gleich wäre?“

Dieser Gedanke trat nun ebenfalls vor Ferri, und half mit all' den andern Gründen an den Resten der Liebe, die er für Irma noch hegte, nagen. „Nein,“ schloß er, „dieser Gedanke bestimmte mich nicht, er hätte mich nie zu dem Schritte bestimmen können! Ich konnte nur das Weib, das mir bisher Alles war, nicht fortan als Magd behandeln. Ihre Unwissenheit allein untergrub meine Liebe zu ihr. Hätte sich die nicht immer mehr geltend gemacht, und endlich alles edlere Gefühl getödtet? So trenne ich mich von ihr, da ich sie noch liebe, und kann mich wenigstens durch

den Gedanken beruhigen, daß ich in dem Momente das Verhältniß gelöst habe, als es ein ganz verwerfliches von meiner Seite zu werden drohte. Nein, ich habe gewiß nicht an meine Heirath gedacht! Allein — ja, so will ich ihr Glück bereiten. Rasch ans Werk.“

Ferri ging in das Wirthshaus. Es war am Abend eines Sonntags. Die Zigeuner spielten, die jungen Leute tanzten. Als der Edelmann eintrat, erhoben sich die Bauern von ihren Plätzen, die Zigeuner wollten zu spielen, die Tänzer zu tanzen aufhören. Allein, eine Handbewegung Ferri's und einige Worte sagten ihnen, daß es ihm nicht angenehm wäre, wenn sie sich auch nur einen Augenblick lang stören ließen. Tanz und Klang wurden fortgesetzt, und Ferri schritt durch den Saal in das Nebenzimmer, in welchem sich die Honoratioren des Orts befanden. Die ungewohnte Erscheinung des Edelmanns wurde stürmisch beklatscht, und Alle boten ihm ihre weingefüllten Gläser zum Gruße. Ferri that Bescheid, ließ sich einen Augenblick lang bei den Herren nieder, aber die Unruhe seines Gemüths gönnte ihm keine Rast. Er wußte sich an einem Wendepunkte seines Lebens, und schnell wollte er den einmal gewählten Pfad beschreiten, mit einer raschen That sich jeden Rückzug abschneiden, die Brücken hinter sich abbrechen, über

die ein Augenblick der Reue ihn vielleicht in die alten Beziehungen zurückbringen konnte, die ihm das Unglück seines Lebens herbeizuführen schienen.

Irma hatte ihr Loos in seine Hand gelegt. Durch schnelle Ausführung des plötzlich gefaßten Gedankens glaubte er ihr Lebensglück zu gründen. Aber seiner selbst bemächtigte sich immer peinlicher die Unruhe. Mit lauter Stimme mahnte sein Gefühl seine Liebe noch einmal ab, alle Stunden seines Lebens, die er an der Seite des geliebten Weibes verlebt, drängten sich vor seine Seele, stumme Mahner vor den Undankbaren. Irma's Gestalt trat vor ihn, aber ein Strich mit der Hand über die dämmernden Augen verwischte die leisen Bilder aus seiner Seele. Er wollte seinen Entschluß ausführen. Nach Rückwärts führte ihn kein Blick mehr, sein ganzes Wollen drängte in die Zukunft. Er stand auf der Schwelle zwischen den beiden Zimmern, sein Blick überslog die Gesellschaft, lange Zeit musterte er die Einzelnen, bis er endlich in einer Zimmerecke haften blieb. Ein Zucken fuhr über das Antlitz Ferri's und langsamen Schrittes bewegte er sich zu dem Tische. Die alte Frau und die beiden Männer, die an demselben saßen, erhoben sich ehrerbietig. Der ältere Mann faßte sein Glas und trug es dem Edelmann an.

„Gott zum Grusse, gnädiger Herr, darf ich es wagen, Euch mein Glas zu reichen?“

„Ich danke Euch, Freund!“ Ferri trank, gab das Glas zurück und setzte sich; die drei Leute folgten.

„Was bringt Euch in unser Dorf?“ fragte Ferri.

„Herr, ich habe dem P. die Frucht gebracht, die er bereits vor längerer Zeit bei mir gekauft hat.“

„Habt Ihr im vorigen Jahre eine reichliche Ernte gehabt?“

„Ja, Gott hat die Felder gesegnet, Herr!“

„Und Josi hat Euch wol fleißig geholfen?“ sagte Ferri, indem er auf den Sohn des reichen Bauers wies, der mit an dem Tische saß. Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, sprach er rasch weiter: „He, Josi, wirst du denn nicht bald heirathen? Du bist ja groß, alt genug, und dem Vater könnte eine Gehülfin im Hauswesen wol nicht schaden.“

Während Josi roth wurde und verlegen lächelte, sprach der Alte: „Nun, Herr, ich habe wol auch bereits daran gedacht, und ich würde gar nichts dagegen haben und Ja sagen, wenn der Bursche kommen und sagen möchte: Vater, Die und Die möchte ich heirathen, wenn sie eben ordentlich und fleißig wäre und nicht mit ganz leeren Händen kommen

würde. Wißt Ihr vielleicht ein Mädchen für meinen Sohn, gnädiger Herr?"

„Ja, Irma, die im Hause bei uns aufgewachsen ist. Würde die Euch recht sein?"

„Freilich wol, sehr recht. Es ist ein fleißiges Mädchen. Nun Josi, was sagst du dazu?"

„Sie gefällt mir schon seit langer Zeit!" sprach der Bursche.

„Was müßte sie denn ins Haus bringen?" sagte Ferri rasch; doch er vermochte die Antwort nicht abzuwarten. „Wißt Ihr, Freunde," fuhr er fort, „wenn es Euch genehm ist, so kommt heute über acht Tage zu mir; Josi mag um sie werben, und wir werden über die Mitgift schon einig werden."

„Gut, Herr, das wollen wir!" sprachen Vater, Mutter und Sohn. — Ferri stand rasch auf, beurlaubte sich und ging nach Hause.

Rasch ließ er seinen Wagen vorfahren und jagte die Nacht hindurch in die Stadt. Die Natur war still und ruhig, Ferri aber zerrissen von Vorwürfen und bitterm Leide. „Was habe ich gethan! Ich wollte nicht, daß sie irgendwo diene, und jetzt habe ich sie verkauft — verkauft wie einen bissigen Hund, den man los zu werden trachtet, und dessen Abnehmer man noch zahlt, weil er Einen erlöst! —

Weggegeben habe ich sie, ohne sie nur zu fragen: willst du auch? Warum war ich so rasch? Drängte die Noth? Konnte ich sie denn nicht selbst ihr Loos wählen lassen? Wer berechtigte mich, über ihr ganzes Leben zu verfügen? Ist das der Lohn für ihre Liebe, daß ich ihr Herz wegschleudere, einem Manne zuwerfe, den sie kaum kennt? Wie konnte ich nur den Gedanken fassen: auf diese Art ihr Lebensglück begründen zu können? Wie mochte ich denn früher überzeugt sein, daß es geschehen werde?"

Nach und nach legten sich jedoch die quälenden Foltervorwürfe im Innern Ferri's. Er kam wieder dazu, alle jene Gründe sich sagen zu können, die ihn früher zu diesem Entschlusse bestimmt hatten. Kamen sie ihm auch nicht mehr so schlagend wie früher vor, so suchte er sich doch mit dem geringen Troste einzulullen, daß eine rasche Trennung ihr beiderseitiges Glück herbeiführen könnte, während ein längeres Beisammenleben die Liebe in seinem Innern gänzlich tödten müßte. Zu dem angeerbten Vorurtheile des ungleichen Standes kam noch die Präension der neuen Halbbildung, und beide verlangten Trennung zweier Wesen, von denen das eine sich über das andere weit erhaben wähnte.

Die Woche verlebte Ferri in der Stadt. Aber

keine Vergnügung zog ihn an. Umsonst versuchte der Jurat ihn zu erwecken. Nicht einmal die politische Aufregung konnte ihn erregen, und sie war damals groß, da es sich eben um ein Vorrecht der Nation handelte, das sie verlieren sollte, nämlich die Wahl der Obergerpane, welche durch von Wien aus ernannte Administratoren ersetzt werden sollten.

Irma ging ruhig, ohne irgend Jemand ihr Inneres zu erschließen, im Hause ihrem Berufe nach. Aber ihr munteres Wesen, ihr Frohsinn waren zertrümmert. Wie ein Vogel mit beschnittenen Flügeln wankte sie einher. Sie sang nicht mehr und sprach wenig; sie konnte sich fortan nicht erheben, sie war niedergeschlagen. Sie hatte zu fest in ihrer Vergangenheit gewurzelt; nachdem sie dem Boden ihres bisherigen Lebens entrisen wurde, ragten ihre Aeste, des Laubes und der Blüten beraubt, in den leeren Raum ihrer Zukunft. Diese lag öde vor ihr, leer, unendlich leer; ihr war es gleichgültig, womit dieselbe ausgefüllt werden sollte.

Sie liebte Ferri nach wie vor, aber sie fühlte die halbe Unwahrheit in seinem Wesen. Die Ursache seines Benehmens erschien ihr, die nur einfach zu schließen gewohnt war, als Mangel an Liebe, deren allmähiges Verschwinden ihr ja nicht entgangen war.

Irma war bescheiden genug und liebte ihn noch zu sehr, um ihm alle Schuld beizulegen. Was konnte sie ihm auch sein? Sie, das ungebildete, niedrig geborene Mädchen! Sie fühlte die Ursache seines Erkaltens, aber sie konnte sie durch sich selbst nicht heben. Sie konnte ihn nur lieben und liebte ihn noch. Sie würde ihm fortgedient haben, treu und redlich, ohne Ansprüche, wenn er offen vor sie hingetreten wäre. Sie wollte ja nur seine Magd sein, nur bei ihm bleiben. Aber das Unwahre in seinem Wesen konnte sie nicht vertragen. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß er sie nun verwarf, da er heirathen wollte. Bis zu diesem Augenblicke aber wäre sie ihm gut genug gewesen. Ferri hatte richtig gerechnet, als er das Wort ausgesprochen; überhaupt schien er sie besser zu kennen, als sich selbst. Irma erwartete resignirt, wie Ferri über sie verfügen werde. Sie betrachtete sich als seine Magd, ja als seine Leibeigene.

Der Sonntag, an welchem der Bewerber erscheinen sollte, war gekommen. Ferri, aus der Stadt zurückgekehrt, konnte nicht zur Ruhe, zur Klarheit gelangen. Sein Wille, sein Herz schwankte nach den verschiedensten Gefühlsrichtungen. Es lag noch der Wahn finster über seinem Auge, an der Seite Irma's,

die er liebte, die ihn anbetete, das Glück seines Lebens nicht finden zu können. Die Zeit der gährenden Trübe hieß ihn täppisch in die zarten Fäden des Lebens greifen, das Bild der Vergangenheit mit einem Faustschlage zertrümmern. Er dachte nicht daran, daß er vielleicht die Grundlage seines Lebens mit zerstöre. Ein halbgebildeter Geist, ein im Bilden, Fortschreiten begriffener, ist stets unduldsam gegen Andere, zerstörend, abstoßend, während ein gesättigter, voller Geist milde und nachsichtig ist, aufbauend und anziehend. Ferri war eben in voller Entwicklung, und darin wurzelte seine Blindheit, die nur die Zeit heilen konnte. War er sich aber auch seines Zustandes, der Motive, die ihn hervorbrachten, nicht klar bewußt, so fühlte er doch in den letzten Stunden, welche dem verhängnißvollen Augenblicke vorhergingen, instinctmäßig nicht nur richtig, wie sehr er Irma verwundete, sondern auch, welche zweischneidige Waffe ihr ins Herz fahren sollte, da sie ihn selbst tief verletzete. Er liebte sie noch, aber er konnte sich trotzdem aus dem Gewebe seiner Schlüsse und Entschlüsse nicht befreien. Bereuete er einerseits seine rasche That, und kam ihm auch augenblicksweise die Idee, die Werbung zu verhindern so lange es möglich sei, so stellte sich ihm andererseits sein

einmal ausgesprochenes Wort entgegen, daß er nicht zurücknehmen wollte; ferner, und dies war das wirksamste Motiv, um ihn beharren zu lassen, die Idee, abzuwarten, wie sich Irma bei der Werbung benehmen werde. Liebe sie ihn so sehr, daß sie nicht ohne ihn leben könne, so werde sie unmöglich die Bewerbung annehmen, einen Andern heirathen können. Sie hatte ja ihren freien Willen, konnte thun und lassen was sie wollte. Er wollte zwar den Weg, den er betreten, nicht mehr verlassen; aber ging Irma nicht auf seine Idee ein, so gestand er sich zagend und mit heftig klopfendem Herzen, daß er sie noch genug liebe, um durch ein Abweisen der Werbung hocheifreut zu werden. Was er dann thun solle, darüber dachte er nicht nach, so sehr beschäftigte ihn die Erwartung, was der nächste Augenblick bringen würde.

Irma war erstaunt, als sie die brautwerbend gepuhten Männer und Frauen mit Schellenklang und Peitschenknall, mit Blumen und Bändern geschmückt in den Hof fahren sah. Sie kannte die Leute aus dem nächsten Dorfe und schaute verwundert hinter dem Fenster hervor. „Wem doch diese Werbung gelten mag?“ fragte sie still vor sich hin; doch ihre gedrückte Stimmung ließ keine Neugierde aufkommen, und das bleiche schöne Wesen ging seinem Berufe nach. Die

Leute waren unterdessen von den Wagen abgestiegen, hatten ihre Kleider zurechtgerückt und gingen nun mit abgezogenen Hüten in das Vorhaus. Hier blieben sie zögernd stehen. Die Bewohner des Hauses strömten neugierig zusammen und hörten, untereinander flüsternd, mit Erstaunen, daß die Werbung Irma gelte. Endlich trat Ferri bleich und wankend heraus, und bat die Bauern, einzutreten.

Der Bursche, welcher für den Bräutigam um Irma anhielt, ging auf Ferri zu, reichte ihm die weingefüllte Eschuton (hölzerne Weinflasche) und sprach: „Weil Ihr, gnädiger Herr, hier die Stelle der Aeltern vertreten, so zeigt uns mit einem Schlucke an, daß Euch unsere Werbung nicht unangenehm ist!“

Ferri zwang sich zum Trinken und lud die Leute ein, die weingefüllten Gläser, als Zeichen des Willkommens, zu leeren. Als dieses geschehen war, fragte der Bewerber: ob es dem gnädigen Herrn nicht gefallen wolle, ihm zu erlauben, das Mädchen holen zu dürfen? Ein Wink Ferri's bejahte es, und der Bewerber ging zu Irma. Als er vor ihr stand, und sie bat, mit ihm in das Zimmer zu gehen, fragte sie: „Was wollt Ihr hier, um wen freit Ihr denn?“

„Weißt du noch nichts? Um dich!“

„Um mich?“ schrie Irma auf. Sie griff nach

ihrem Herzen, hielt sich mit der Hand an einem Stuhl und mußte sich setzen.

„Was ist dir?“ fragte der Werber.

„Nichts; warte einen Augenblick, ich will gleich mit dir gehen. Das habe ich nicht erwartet!“ sprach sie leise.

Zitternd und bleich erhob sie sich und folgte dem Burschen in das Zimmer. In der Mitte desselben blieb sie stehen. Mit ihrem schönen Auge sah sie die Leute an. Ferri stand mit gesenktem Blicke an die Mauer gelehnt. Er wollte gefaßt scheinen, aber sein Inneres tobte zu gewaltsam, um seine Züge ruhen zu lassen. Irma sprach kein Wort, regungslos stand sie da und schaute zu Boden, als der Bewerber recitirte:

„Einem Lichtstrahl schießt der and're glühend nach,
Und ein Tropfen fließt dem andern nach im Bach,
Nach dem ersten bald ein zweites Blatt ergrünt,
Um die weiße Taube eine andere minnt;

Sieh', das Echo rufet wach der laute Schall;
Singt im Busche wo die süße Nachtigall?
Zieht ihr Klagen weit hinaus in stille Nacht,
Bis der Liebsten es den Liebesruf gebracht;

Keine Rose blüht allein im Gartenraum,
 Und kein Vogel singt allein im Waldestraum;
 Auch kein Falter flattert durch den Sommer hin,
 Den es nicht zu einem Andern möchte zieh'n!

Sieh', kein Stern erglüht allein am Himmelsraum,
 's duftet keine Blüt' allein am grünen Baum,
 Um die Erde zieht der Mond die helle Bahn,
 Alles schmiegt sich an ein liebes And'res an! —

Darum, Mädchen, gib mir deine weiße Hand,
 Laß uns schließen fest ein innig süßes Band,
 Denk' an Vogel, Falter, Stern und Mond und Strahl,
 An die Laub' und Ros' und meines Herzens Qual!"

Ein Tropfen floß dem andern nach, aus Irma's Auge. Ferri zitterte und bebte. Als der Werber seinen Spruch beendigt, trat er näher zu Irma und fragte sie: „Mit Verlaub, sage frei und aufrichtig, ob du die Werbung, die ich hier im Namen unsers Freundes Tosi ausbringe, annehmen willst? Willst du sein Weib sein, ihm gehören dein ganzes Leben hindurch und ihm treu bleiben? Willst du das, Irma?“

Ferri richtete bebend den Blick auf Irma. Sie schlug das Auge auf, und ihr Blick traf den Mann,

dessen Liebe sie bisher besessen. Sie schwieg einige Zeit lang, sah seinen erwartungsvollen Blick, dann sagte sie: „Ja!“

„Seht, seht, der gnädige Herr wird unwohl!“ riefen die Versammelten. Ferri hatte einige Augenblicke lang wirklich gewankt, dann aber Muth gefaßt und schnell sich mit dem Vater Josi's verständigt. Unwohlsein vorgebend, schloß er sich in sein Zimmer ein. Auch Irma entschuldigte sich, sie wäre durch das plötzliche Ereigniß zu angegriffen, und begab sich auf ihre Kammer, nachdem der Hochzeitstag über vier Wochen von diesem Tage an festgesetzt wurde.

In ihren Zimmern angelangt, weinten Beide schmerzlich, und Beide flehten zu Gott, dieser Schritt möge das Glück des Andern begründen!

Irma schluchzte lange, ihr Herz wollte brechen, dann suchte sie sich zu beruhigen und faßte ihre Lage, ihre Zukunft ins Auge, um sich mit derselben vertraut zu machen: „Herr!“ betete sie, „gib mir den Muth und die Kraft, um meine Pflichten erfüllen zu können!“ Ferri aber konnte es im Hause nicht aushalten. Er floh in die Stadt.

Nach einigen Jahren, an einem heitern Winter-nachmittage, jagte der ehemalige Jurat, welcher jetzt Fiscal (Advocat) in der Stadt war, wieder in Ferri's

Hof. Dieser war bereits den ganzen Winter hindurch nicht in die Stadt gekommen, und dies bewog den Fiscal, sich persönlich von dem Zustande Ferri's zu überzeugen. Er war sich gleich geblieben, trotz der vorgerückten Jahre und Stellung. Dieselbe Lebhaftigkeit ließ ihn aus dem Wagen heraus und an Ferri's Hals springen. Derselbe Bart, dieselbe Bunda, dasselbe Hütchen mit den nachflatternden Bändern, ja selbst der hin- und hergeschwungene Tschibuk ließ in ihm den heißblütigen Enthusiasten von ehemals wieder erkennen.

„Was treibst du, Freund? Warum läßt du dich nicht sehen? Warst du krank?“ rief er Ferri entgegen.

Dieser drückte ihm die Hand, und wehmüthig lächelnd hieß er ihn eintreten. Der Fiscal warf seine Sachen auf den Tisch und sich selbst auf das Sopha, zog den Tabacksqualm eifrig aus seinem Tschibuk, blies ihn in Ringen wohlgefällig vor sich hin, gleichsam um sich für die kurze Unterbrechung zu entschädigen, und fragte dann Ferri:

„Nun sprich, Junge! Was treibst du? Bist du noch bald melancholisch und bald wieder teufelstoll wie ehemals? Oder bist du ganz melancholisch geworden? Es wäre wirklich die Zeit dazu, selbst

Unfereiner könnte es werden. Melancholisch! Du, wie müßte ich mich ausnehmen, als Melancholiker, ewig vor mich hinseufzend und die Augen verdrehend?“ Und dabei lachte er, daß er und die Wände erzitterten. — „Nun, Ferri!“ sprach er weiter, indem er sich erhob, ihn bei der Schulter nahm und rüttelte, „bist du denn stumm geworden? Geht dir der Zustand des Vaterlandes so sehr zu Herzen? Laß es gut sein, Freund, es wird besser werden.“

Er erzählte Ferri seine Hoffnungen, seine Ausichten und all' die Pläne und Unternehmungen, welche die Zeit der Erstrebung vor dem Jahre 1848 ausfüllten. Endlich schloß er: „Weißt du, so traurig Einen auch die Zustände machen könnten, uns werden sie doch nicht beugen. Wir Ungarn sind nicht gewohnt zu verzweifeln. Wir beugen uns nicht, und werden nicht gebeugt. Stehen oder brechen, das ist unsere Lösung. Hier herrscht das Banner des Entschlusses und dem blassen Welt Schmerz wird an der Grenze Halt zugerufen, wenn er mit der Donau aus dem Schwabenlande zu uns herein will! Oder sollte ihn vielleicht doch Jemand hereingeschmuggelt und dir an den Hals geworfen haben? Laß dich ansehen, Freund!“ Der Fiscal ergriff Ferri am Arme, zog ihn zum Fenster, hielt ihn an den Schultern, und sah ihm

ins Gesicht. „Höre, Freund,“ sagte er, „du hast dich gewaltig verändert!“

Der Fiscal sprach die Wahrheit. Ferri war nicht wieder zu erkennen. Der junge, ehemals blühende, gesunde Mann war verfallen. Er antwortete dem Fiscal mit hohlem Tone: „Du hast Recht, ich habe mich gewaltig verändert, ich bin an Leib und Geist zu Grunde gerichtet, und nur insoweit gesund, daß ich noch meinen Zustand erkennen kann!“

Der Fiscal mußte vor diesem Tone verstummen. Er nahm Ferri bei der Hand, führte ihn schweigend zurück zum Sopha, drückte ihn in eine Ecke desselben und lehnte sich in die andere. Nach einer langen Pause endlich sprach er zu Ferri: „Wie ist denn das aber gekommen, Freund?“

Ferri sah ihn an, zauderte, dann sagte er: „Ich will es dir erzählen. Du hast Irma einmal bei mir hier gesehen?“

„Ja, und du hast mir, als du abermals im Winter so niedergeschlagen in die Stadt kamst, erzählt, daß du sie verheirathetest. Ich glaubte dich aber längst geheilt von diesem Gefühle, besonders durch unser lustiges Leben!“

„Unterbrich mich nicht, Freund, und höre. Du weißt, daß ich am Tage vor der Hochzeit Irma's

dich verließ. Ich richtete es so ein, daß ich mit meinem Wagen Vormittags auf einem Seitenwege unweit des Dorfes anlangte. Hier hielt ich, und befestigte an den Bäumen meine Pferde. Ich selbst blieb im Wagen sitzen. Vor mir lag die flache Gegend, und in kurzer Entfernung führte die Fahrstraße von meinem Dorfe nach demjenigen, in dessen Kirche Irma getraut werden, in welchem sie fortan wohnen sollte. Auf diesem Wege mußte der Zug kommen; von hier aus wollte ich sie noch ein mal, wenn auch nur ihre Gestalt schwach entnehmend, sehen; denn, nach Hause zu fahren, um sie und die Leute zu sprechen, besaß ich weder die Kraft noch den Muth. Ich hatte an den Pfarrer geschrieben, ihm das Nöthige zur Aussteuer geschickt, und ihn gebeten, Alles zu besorgen. Unter jenen Bäumen harrte ich nun der Stunde, die mir das Glück meines Lebens auf immer entreißen sollte; denn, wenn es mir auch noch nicht ganz klar geworden war, was ich verlieren sollte, so beurtheilte ich doch Irma bereits ganz anders als kurz vorher, und instinctmäßig ahnte ich meinen Verlust. Ueber meine Handlungsweise, über die Verwerflichkeit derselben, war ich im Klaren. Du weißt, daß ich bei meiner Ankunft in der Stadt gegen dich den Verdacht aussprach: Irma habe mich nicht so sehr

geliebt, als ich geglaubt, sonst hätte sie die Werbung ausgeschlagen. Von diesem Wahne hatte mich die kurze Zeit bereits zu lichterer Erkenntniß geführt, und ich erkannte jetzt die Handlungsweise des einfachen Geschöpfes in ihrer Wahrheit. Sie gehorchte aus Liebe zu mir, weil sie sah, daß ich die Heirath wünschte. Es war das größte Opfer, welches sie mir bringen konnte; sie gab sich aus Liebe zu mir einem Andern zum Weibe.

Nie soll man die Liebe eines Geschöpfes auf die Probe stellen; denn, gelingt sie auch, so ist diese Absichtlichkeit, wird sie einmal erkannt, allein hinreichend, die Liebe zu uns zu untergraben, abgesehen von dem durch Mißverständnisse herbeigeführten, nicht zu berechnenden Ausgang, der sich gegen uns kehren kann. Bei mir war diese Prüfung zwar nicht erste Absicht gewesen, ich hatte sie erst im letzten Moment als Gottesgericht gefaßt, habe aber dann den Spruch gegen mich als Gottespruch getreu angewendet. An jenem Hochzeitstage noch, wollte mich eine innere Stimme nöthigen, vor Irma hinzutreten, ihr zu Füßen zu fallen, sie zu bitten und zu sprechen: bleibe bei mir! Allein, war der wahnsinnige Gedanke, an ihrer Seite mein Glück nicht finden zu können, noch nicht hinlänglich entkräftet, oder war es, wie ich mir

wirklich einbildete, der Gedanke an ihr Glück, der mich davon abhielt; waren es, wie ich glaube, beide Gedanken zusammen, genug, ich unterdrückte die Stimme, und trat nicht vor sie hin. Auch regte sich in mir der Stolz, etwas Beschlossenes nicht wieder rückgängig zu machen. Weniger Kraft wäre hier mehr Stärke gewesen! Doch ich war noch nicht genug niedergeworfen, ich leugnete wie Paulus das Licht meines Lebens, die Liebe. Ich erkannte es erst, als ich, zerschmettert, mich wieder zu erheben versuchte, da es mir für immer entzogen war. So harrte ich des Zuges; der Peitschenknall kündigte ihn mir an. Zitternd, im Wagen aufgerichtet, sah ich ihn, sah Irma's Gestalt. Bald war er vorüber. Der Tag war unfreundlich, die Luft düster, der Himmel von grauen Wolken umzogen. Beinahe bewusstlos horchte ich. Eine Viertelstunde verging. Da vernahm ich Glockenklang aus der Ferne leise heranziehen. Die Wolken theilten sich, ein Streiflicht fiel auf das Dorf und vergoldete den metallenen Thurm der Kirche, in welcher Irma eben getraut wurde. Alles ringsum war ruhig, nur ein Schrei meiner Brust könnte schneidend durch die Luft, der gewiß ein Echo in jenem liebenden Herz fand, das ich geopfert hatte!

Ich suchte mich zu fassen, und fuhr nach Hause.

Nun war ich frei, wie ich es gewünscht hatte. Ich warf mich mit der Verzweiflung, wie sie eben meine Lage mit sich brachte, auf das Studium. Ich überstürzte mich auch hier, und fand anstatt innerer Befriedigung eine gähnende Leere. Ich trieb es lange Zeit so fort und achtete auf nichts um mich her. Meine kleine Wirthschaft ging allmählig zu Grunde. Die Bücher ekelten mich an, da ich durch sie keine Ruhe fand. In meinem Innern fing es an klarer zu werden und ich begann zu fühlen, was ich gethan hatte. Um den Gewissensbissen zu entgehen, warf ich mich, wie alle schwachen Menschen, in ein zügelloses Leben, in jenes Leben, von dem du glaubtest, daß es mich erheitern sollte. Nichts war mir glänzend genug; Pferde, Wagen, Einrichtung mußten prachtvoll sein. Laß mich diese gemeinen Verirrungen meines Lebens mit Stillschweigen übergehen, genug, daß ich ihrer erwähnte, was ich eben für so nothwendig hielt, als sie selbst nothwendig bei mir kommen mußten. Sie haben mich geistig und körperlich ruiniert. Ich habe auch diesen ekeln Schacht gegründet. Jetzt bin ich wol zur Besinnung, zur Erkenntniß gekommen, doch nur, um meinen Verfall desto besser zu sehen. Ich bin verschuldet, physisch und geistig. Meine geistige Schuld quält mein In-

neres, und die elende materielle Lage drückt mich zu Boden. Dazu kommt noch diese thatenlose verzweifelnde Zeit, die mich der Unthätigkeit und meiner Zerrissenheit ganz überliefert. Mein Lernen brachte mir acht schlechte Verse, in denen ich jene Trauungs-scene niederschrieb; nur die Liebe, die ich mordete, kehrte wieder, bleibt mir, ist ihr Geist, der sich nun rächt und mich verfolgt. Jetzt da ich Irma nicht mehr besitzen kann, jetzt liebe ich sie mehr als je, sehe, wie ich sie geliebt habe, und wie ich ihre Liebe mit Füßen trat, vielleicht vernichtete. Zur Strafe sage ich mir die Verse täglich vor; höre sie an:

Alles still, der Himmel grau,
Trauernd ruhte Luft und Au,
Plötzlich sah ich Sonnenstrahlen
Auf die Erde golden fallen.

Alles schwamm im vollen Licht,
Nur mein düster Herze nicht;
Hab' im Sonnenlicht die Kirch' erschaut,
Wo man die Geliebte jüngst getraut!

Wenn ich meine Handlungsweise überdenke, so sehe ich, daß mein Wissensdurst und meine angebliche, mich über Irma hebende Bildung Selbstüberschätzung, mein mich leitendes Gefühl, das die Liebe halb er-

storben währte, Uebermuth, und der Gedanke, daß die Liebe allein nicht genüge, ein Frevel war. Vergnügungssucht hat das Ihre beigetragen und endlich zu der Liederlichkeit geführt, die mich an jener Untiefe meiner selbst stranden ließ, an der ich nun verzweifelnd die Reste meines Nichts betrachte. Da hast du nun den Extract meines Lebens, auf dessen Hohlheit ich mit Ekel sehe!"

„Freund, du thust dir nun ebenso Unrecht, du beurtheilst dich nun ebenso schlecht wie damals, du bist Hypochonder am Geiste, und bildest dir moralische Krankheiten ein. War denn Irma nicht wirklich ungebildet und, um es gerade heraus zu sagen, langweilig?“ sprach der Fiscal.

„Als ob Liebe je langweilig werden könnte! Man muß sie eben weise nützen! Langweilig, Irma! Gab es denn kein Mittel gegen ihre Unbildung? Wenn ich selbst nach Bildung strebte, warum trachtete ich denn nicht, Irma zu bilden? Warum schreckte ich denn nach dem ersten Versuche zurück? Warum gab ich mir denn keine Mühe mit ihr? Ich liebte sie viel zu wenig, und jetzt erst sehe ich, welch' ein Herz ich verloren habe! Dazu kam noch mein aristokratischer Dünkel, der mich nicht daran denken ließ, daß ich verpflichtet war, Irma zu bilden und sie zu heirathen.

Da hast du noch überdies den Beweis von der Sittlichkeit unserer feudalen Zustände. Und wenn werden sich die ändern? O ich bin krank, wie es mein Vaterland ist!“

„Freund, ich weiß ein Mittel, ein Aderlaß thut oft gut!“

„Ich habe ihn bereits erdulden müssen, meine Kraft, meine Gesundheit ist aus meinen Adern geflossen. Einen solchen wünsche ich dem Vaterlande nicht, aber Leben wünsche ich ihm, damit ich ihm den Rest von meinem opfern könne! Und das bald, denn ich siehe sonst zu schnell dahin. Je früher übrigens, desto besser, denn mir ekelt vor meiner Gesellschaft!“

„Du thust dir Unrecht, Freund!“

„Spotte lieber meiner wie vorher, es frischt mich mehr auf, als dein Trost, der mich besser machen will; mich, der ich doch mich selbst am besten kennen zu lernen hinreichende Gelegenheit hatte. Und nicht ich allein, die ganze Welt beurtheilt mich gerecht. — Als ich mich oben auf dem Gipfel meiner schönen Lebenslust befand, lernte ich in der Umgebung ein junges Mädchen kennen. Sie war schön, reich, eben aus der Pension gekommen, und hatte eine Fertigkeit in Kunst und Wissen erreicht, die ich eben an Irma

so sehr abgängig fand. Sie sprach mehre Sprachen, sang, spielte Clavier, malte und war doch dabei einfach und lieb geblieben. Ich Thor glaubte mich, obwohl ich nicht liebte, an ihrem Reichthum, dem geistigen und materiellen, wieder aufrichten zu können und hielt um sie an. Mein guter Ruf jedoch zog mir von ihr und den Aeltern eine wohlverdiente abschlägige Antwort zu. So siehst du mich und alle meine Hoffnungen zerschellt, vernichtet, und was von mir noch übrig ist, das treibt geraden Wegs dem Grabe zu!“

„Und Irma?“

„Gott sei Dank, die ist glücklich!“

„Das begreife ich nicht!“

„Sie ist Mutter von drei Kindern und erfüllt ihre Pflicht!“

„Hast du dich von ihrem Glücke überzeugt?“

„Ich habe sie nicht wiedergesehen, man sagte es mir.“

„Dann glaube ich es nicht. Wenn sie dich so sehr geliebt hat, kann sie an der Seite eines andern Mannes nie glücklich werden!“ sprach der Fiscal, glaubte jedoch beinahe das Gegentheil.

„Und so kannst du denken?“ erwiderte Ferri,

„du, der immer behauptet hat, man könne recht gut öfter in seinem Leben lieben?“

„Es könnte aber doch bei Irma der Fall sein, daß sie dich noch immer liebte?“

„Sie wird meiner höchstens mit Liebe gedenken; aber sie ist einfach und brav, und wird ihre Pflicht erfüllen. Ihr Schwur am Altare, ihre Liebe zu den Kindern, die gute Behandlung ihres Mannes läßt sie gewiß sich glücklich fühlen, und solche Verhältnisse machen bald die Liebe zu einem Manne ersterben, der sich, wie ich, so niederträchtig gegen sie benommen hat!“

„Wenn sie sich aber dennoch unglücklich fühlte, wenn sie dich noch ebenso heiß liebte wie vorher?“

„Es ist unmöglich! sage ich dir.“

„Wenn es aber dennoch der Fall wäre?“

„Nun?“

„So könntet Ihr ja, wenn Ihr Euch Beide noch liebt, wieder vereint Euer Glück finden.“

„Das hieße meinem Leben die Krone aufsetzen. So schlecht bin ich doch nicht geworden. Sie ihrem Glücke entreißen, das, wenn sie es auch jetzt noch nicht ganz errungen hat, sich ihr wenigstens in seinen Anfängen bietet, um meine letzten Tage mit ihrem zerstörten Dasein zu verschönern? Ein mal hat sie

mein Egoismus geopfert, es zum zweiten male zu thun, habe ich nicht die Kraft der Schlechtigkeit. Mein Freund, schweige davon!"

„Ich will mich überzeugen, ob sie glücklich ist, und wenn nicht —“

„Überzeuge dich, gehe hin, doch nur, um zu begreifen, was ich verloren habe!“ schloß Ferri.

Der Jurat ließ sich schnell das Haus Irma's beschreiben, befahl seinen Wagen in Bereitschaft zu setzen und fuhr in das Dorf. Nach einer Stunde war er in demselben angelangt; er ließ vor dem Hause Irma's halten. Sie kam mit einem Kinde im Arm auf die Schwelle; zwei größere braunhaarige Knaben hielten sich scheu an ihrem Vortuche.

„Gott zum Gruße, Herr!“ sprach sie; „wünscht Ihr etwas von uns?“

„Ja!“ sprach der Fiscal, indem er abstieg und den Kutscher warten ließ. Hier wohnt doch der M F ?“

„Sein Sohn, Herr, denn der Vater, nach den Ihr fragt, ist gestorben!“

„Gestorben? Das bedaure ich. Ich hatte Geschäfte mit ihm, und da ich vorbeifuhr, wollte ich nachsehen, wie es ihm gehe. Seit wie langer Zeit ist er denn todt?“

„Seit zwei Jahren, Herr, er starb an einem Fieber! Wollt Ihr uns nicht vielleicht die Ehre erzeigen, und in unsere Hütte treten?“

„Einen Augenblick lang, wenn Ihr erlaubt!“

Der Fiscal trat in das Wohnzimmer. Es war rein und zeigte, wie das ganze Hauswesen, von Wohlstand. Irma brachte schnell Brot, Schinken und Wein, und setzte die Speisen vor den Fiscal auf den weiß gedeckten Tisch.

„Euer Mann ist nicht zu Hause, wie ich sehe?“

„Nein, Herr, er ist in das nächste Dorf gefahren, in welchem er Einiges zu besorgen hat.“

„Ihr habt da recht liebe Kinder! Komm her, Kleiner!“ sprach der Jurat.

Der kleine rothwangige Junge zögerte scheu, indem er sich fester an die Mutter anschniegte. Diese aber wischte das kleine Gesichtchen mit ihrem Vortuche ab und schob es dem Fiscal lächelnd zu.

„Geh' doch zu dem Herrn, Ferri! Geh' und schäme dich nicht!“

Der Fiscal nahm den Knaben auf das Knie und bat Irma sich zu setzen. Diese nahm ihm gegenüber auf dem Stuhle Platz.

„Ihr habt ein schönes Besizthum,“ sprach

dieser, „da könnt Ihr recht glücklich und zufrieden sein!“

„Wir sind es auch, Herr! Arbeit im Hause und mit den Kindern ließe Einem gar nicht Zeit, sich unglücklich zu fühlen!“ sprach Irma lächelnd.

„Und Kinder machen viel Freude, der Mutter wie dem Vater, besonders wenn sie noch nicht erwachsen sind!“

„Ja wohl, Herr! Wie sollte es denn auch nicht sein; wie sollten Einem die eigenen Kinder nicht Freude bereiten? Nur der Mutter mehr, weil sie mehr um dieselben sein kann.“

„Dafür hat aber der Vater desto mehr Freude, wenn er sich mit ihnen beschäftigen kann, weil sie seltener ist.“ Auf diesem Wege glaubte der Jurat immer im Cirkel herumgehen zu müssen. Er fing also von neuem an: „Schade, daß der Großvater gestorben ist. Er war ein braver Mann, ich hoffe, Euer Gatte wird ebenso geworden sein?“

„D ja, Herr, er ist ihm ganz nachgerathen. Er ist mäßig, gut und arbeitsam; ich bin recht glücklich mit ihm und danke Gott, daß er mir ein solches Loos bereitet hat!“

Der Fiscal war von der Ruhe des Antlitzes und dem Tone der Stimme hinlänglich überzeugt worden,

daß Ferri Recht gehabt habe. Doch wollte er noch weiter vorgehen.

„Ich weiß nicht,“ sprach er, „warum mir Eure Züge so bekannt sind, ich glaube Euch schon einmal gesehen zu haben?“

„Ja, Herr,“ sprach Irma erröthend, und ersparte ihm seine Bemühungen, „bei dem gnädigen Herrn im Dorfe drüben; ich erinnere mich auch, daß Ihr ihn vor mehreren Jahren besuchtet.“

„Der arme Mann ist sehr krank!“ sprach der Fiscal.

„Krank?“ sprach düster Irma.

„Ja, sehr krank! Wart Ihr denn schon lange nicht bei ihm?“

„Seit ich geheirathet habe!“

„Ich glaube, Ihr solltet ihn doch einmal besuchen.“

„Ich wage es nicht, und kann mich auch nicht vom Hause und den Kindern entfernen. Gott wird ihm helfen, und ihn wieder gesund werden lassen,“ sprach Irma laut, und setzte in Gedanken dazu: „wie er es mich werden ließ!“

Die Bestimmtheit in Irma's Antwort schnitt jede Weiterführung des Gesprächs ab. Der Fiscal fuhr fort. Er kam zu Ferri. Dieser sah ihn lächelnd

an, und der Fiscal sagte: „Du hast sie richtig beurtheilt!“

Der Wunsch Ferri's wurde erfüllt. Ich habe erfahren, daß er, eines der ersten Opfer, im Sommer des Jahres 1848 im Kampfe gegen die Serben fiel.

VI.

Ein ungarisches Mädchen.

Die Tage waren glühend heiß. Wie angenehm daher, sich am Abende, in einem kleinen Kahne von den Bogen dahintreiben zu lassen, gleichsam in der Unendlichkeit zwischen zwei sternenvollen tiefblauen Himmeln ziehend, so rein strahlten die Wellen das Firmament wieder. Jeder Laut ruhte in der Brust, um die unendliche Stille nicht zu unterbrechen, die nur gestört wurde, wenn sich manchmal das Geflügel regte, träumerisch im tiefen Rohr.

Des Mondes holder Glanz flocht seine bleichen Rosen in des Schilfes grünen Kranz, das sich von den dunklern Eiben hob, die ihre Zweige in das helle Wasser tauchten.

Wir hatten die Zigeuner des Orts bestellt. Sie führen, hinter uns weit zurückbleibend, in einem

zweiten Rahne und begannen zu spielen. Die Töne zogen so leicht durch die stille Luft, als schwängen sie sich an den Mondesstrahlen fort, und als brächte sie der leise Windzug, der des Schiffes Spitzen beugte.

Ich saß mit Julien im Vordertheile des Rahnes. Ich weiß nicht, wie es so geschah, schon lange küßt ich sie. Ich bitte nicht, sie sagt nicht ja, doch sagt sie auch nie nein! —

Wir waren in die Nähe der Wassermühlen von Ungarisch-Kanischa gekommen. Einer der hier wohnenden Müller hatte uns einmal Mehl ins Haus gebracht und war mir wegen der Feinheit seiner Züge aufgefallen. Ich erinnerte Julien, daß sie mir versprochen habe, die Geschichte des Müllers zu erzählen, und sie begann:

„Vor vier Jahren kam eine Escadron der Dragoner, welche bis vor zwei Sommern die Garnison in dieser Gegend gebildet, nach Ungarisch-Kanischa. Offiziere und Cadetten können sich hier wenig Unterhaltung verschaffen, und wenn sie nicht das Bewußtsein erheben würde, daß Reiten, Pferdeheken und mitunter auch Jagden ebenso nothwendig als Vorbereitung zu ihrem hohen Berufe: das Vaterland vor innern und äußern Feinden zu schützen, gehöre —

mein Bruder sagt, daß zum Grundiren eines Bildes und zur Ausführung des Gewandes nur der Hinblick auf das ganze Kunstwerk die nöthige Geduld gebe —, so wüßte ich nicht, womit sie ihre Zeit todtschlagen sollten.

Vom Botanisiren, von Geologie, Erforschung der verschiedenen Fischarten, welche die Theiß bevölkern, oder gar Astronomie, sind Cavalerieoffiziere keine großen Freunde, und sonst gibt es hier, außer den drei schlanken Fräuleins mit deren ewigem Reif- und Komödienspielen — sie gaben bereits jetzt acht Jahre nacheinander jährlich zwei mal, zur Sommer- und Winterfaison, das Kogebue'sche Stück: „Das war ich!“ — wenig Mädchen, in die sich diese Herren mit Erfolg verlieben könnten. Ueberdies sind diese deutschen Herren viel zu sentimental, und ohne alles Leben; — vergleichen Sie dieselben nur mit unsern Husaren.“

„Sie scheinen keine Freundin der östreichischen Hofkriegsrathspolitik zu sein, welche Ihrem Lande die Husaren entzieht, und Ihnen dafür deutsches Militair sendet.“

„Wenn ich Ihnen dieses auch zugebe,“ fuhr Julie lächelnd fort — wahrscheinlich hatte ich etwas gereizt gesprochen, — „so muß ich doch gestehen, daß mein

Herz durch meinen Verstand so innig mit meiner Hand verknüpft ist, daß ich ersteres nicht allein ver-schenke. Ich bin sehr praktisch.“

Dhne sich um mein erstaunt fragendes Gesicht zu bekümmern, da mich die vier Worte: Ich bin sehr praktisch, aus meiner Einbildung, zu welcher ich be-rechtigt zu sein glaubte, geworfen hatten, erzählte Julie weiter, indem sie meine Bewegung gar nicht bemerkte: „Bei dieser Escadron war auch ein Cadet, ein junger Graf aus Baiern. Er verliebte sich in eine Müllerstochter, quittierte, heirathete sie, trotz des Widerstrebens seiner Aeltern, und ist jetzt Vater von zwei Kindern — — Müller, wie Sie wissen, und lebt glücklich.“

„Warum eilen Sie denn so mit dem Erzählen, Julie?“

„Hören Sie denn nicht die Musik? Das ist der Werbungsmarsch!“ Und Julie fing an zu singen und jauchzend der fernen Musik zu antworten; dann blieb sie plötzlich still, beugte sich über den Rand des Rahnes, der Wasserfläche zu, als hörte sie den Schall auf den Wellen nahen, während das volle Mondlicht ihr Antlitz übergoß.

Als wir zurückkehrten, fanden wir im Hause

Alles in Bewegung. Die Post war vor kurzem angekommen. Die Strecke von Temesvár bis Ofen war unsicher, deshalb bekam die Briefpost, die auf einem kleinen offenen Wägelchen expedirt wurde, einen Soldaten zum Schutze mit. Dieser mußte beim Ab- und Aufgeben der Postpaquete und der jedesmaligen Zählung derselben in der Postkanzlei anwesend sein. Der Postmeister war mit uns auf dem Wasser gewesen; wir hatten die Ankunft der Post, die sich in stiller Nacht durch das Tönen des Posthorns lange vorher kundgibt, überhört, und auf diese Art kam er etwas zu spät. Der arglose Soldat hatte unterdessen sein Gewehr an die Thüre gelehnt, und mit dem Dienstmädchen gesprochen. Als er uns nahen hörte, suchte er nach der Waffe. Sie war verschwunden. Außer dem Mitleid mit dem armen Manne, dem die Strafe vorschwebte, die er zu erleiden haben werde, ergriff uns noch die Besorgniß, es könne vielleicht das Gewehr in der Absicht gestohlen worden sein, um den des Schutzes beraubten Postwagen angreifen zu können. Alle übrigen Vermuthungen konnten diese, die gefahrdrohendste, nicht entkräften, und der Postmeister fuhr selbst mit dem Wagen, indem er sich und den Soldaten mit Doppelläufen bewaffnete. Doch die Post kam sicher bis zur nächsten

Station und der arme Soldat fuhr weiter, immer näher seiner gewissen Strafe.

Noch in der Nacht wurde der ganze Ort wegen des Gewehres in Aufruhr gesetzt, denn man hoffte, wenn der Thäter entdeckt würde, die Strafe des Soldaten zu erleichtern. Der Thäter wurde nicht entdeckt, das Gewehr aber fand man nach einigen Tagen am Fuße der Gartenmauer hinter Maisstauden, wohin es wahrscheinlich von der Gasse aus geworfen wurde. Man hatte zwar Verdacht auf den Geliebten des Dienstmädchens, daß er es aus Eifersucht, weil das Mädchen mit dem Soldaten sprach, gethan habe, jedoch es war keine Gewißheit zu erlangen.

Der Sohn des Zati, Fiscal, der sich im Orte aufhielt, war Serbe mit Leib und Seele, während mein Freund, der Maler, die Slawen haßte. Wenn auch der Nationalitätshafß damals im Volke noch nicht erwacht war, so kämpften doch die ersten Anzeichen bereits in diesen zwei Menschen. Ueber die Nationen wurde die Discussion selten eröffnet, man bewegte sich auf neutralem Boden, man sprach von den Fehlern und Vorzügen der magyarischen, serbischen und deutschen Pferde. Ich, als Deutscher, nahm natürlich die Partei meiner Stammesgenossen und blieb stets Sieger, da sonderbarerweise beide Parteien

im Lobe der deutschen Pferde übereinstimmten; vielleicht, weil das deutsche Element zu jener Zeit das einzige Medium war, denn das allgemeine österreichische Staatsbewußtsein war damals noch nicht zu jener Blüte emporgekeimt, wie jetzt.

Ich habe mir aus diesen Discussionen folgenden Lehrsatz über die Beschaffenheit der verschiedenen Pferdenationalitäten gebildet: das ungarische Pferd ist unbändig, aber doch zuthunlich, feurig und eilend, voll Muth und stark; das des Serben gewöhnlich klein, schleichend, faul und heimtückisch; der Magyare treibt seine Pferde mit Zuruf und Peitsche an, der Slawe muß sie frottiren, ihnen Mähnen und Ohren reiben, kurz, ihnen schmeicheln, wenn sie weiter sollen. Hinterher erst, wenn sie im Laufe sind, versetzt er ihnen einen Schlag. Des Deutschen Pferde sind stark, schön und wohlgenährt, doch greifen sie selten in raschem Laufe aus, denn sie sind bequem.

Während die beiden Herren stritten, glaubte ich, auf dem höhern Standpunkte der allgemeinen Menschheit stehend, süße Früchte pflücken zu können. Stellte ich auch damals noch nicht die Freiheit über die Nationalität, so meinte ich doch, daß die Liebe über sie erhaben sei. Doch ich täuschte mich. Deutschland, ich wurde deinetwegen verschmäht!

Julie kam eines Tages von Szegedin, in welcher Stadt sie eine Freundin besucht hatte, zurück. Ich bemerkte an ihrem Finger einen feinen eisernen Ring.

„Was ist das für ein Ring, Julie?“ sprach ich. Nie habe ich ihn an Ihrer Hand gesehen!“

„Ich hatte ihn vor Kurzem bei meiner Freundin vergessen und nun wieder mitgebracht. Es ist ein Honi-Ring!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Im vorigen Jahre schlossen wir Mädchen einen Bund, keinen andern Mann, als einen Ungar zu heirathen.“

„Und Sie wollen Ihren Entschluß festhalten?“

„Sie sehen,“ sprach sie lächelnd, „daß ich den Ring trage, den wir damals als sichtbares Zeichen des unsichtbaren Gelübdes gemeinschaftlich annahmen.“

Einige Tage lang konnte ich dem Mädchen nicht gerecht werden, und ich glaubte getäuscht worden zu sein. Doch Juliens späteres Betragen, das sich fortwährend mir gegenüber gleichblieb, und ihr Benehmen gegen andere Männer überzeugte mich, daß ich nur einer, allen ungarischen Mädchen eigenen Lebhaftigkeit und Vertraulichkeit im Umgange mit Männern zu danken hatte, was ich für den Aus-

druck der Liebe nahm. Doch die Schlußworte des Lieblingsliedes Juliens selbst lehrten mich vergessen:

Laß die Falsche, schau den Falter
Wie er viele Blumen küßt,
Und vergiß die todte Liebe,
Wenn dich neue Lust begrüßt!

Da mich die Geschichte des Müllers, die Julie mit wenigen Worten rasch abgebrochen hatte, interessirte, so bat ich den Postmeister am folgenden Abende um eine nähere Erzählung und er begann.

VII.

M ü l l e r .

Die Garnisonsorte der Cavalerie in Ungarn sind meist kleine Städte und Dörfer. In diesen sind die Regimenter escadronweise zerstreut, weil sie concentrirt nicht die hinreichende Verpflegung in den, mitunter armen Plätzen finden würden. Ein solcher Standort war ein ungarisches Dorf an der Theiß. Eine Escadron Husaren hatte eben dasselbe verlassen und Dragoner bezogen die Quartiere. Zu jener Zeit beachteten noch die Dorfmädchen nicht so sehr die Nationalität der Soldaten, und wenn sie deren Sprache nicht verstanden, so war es ihnen wol unangenehm, jedoch nur aus dem einzigen Grunde, weil es den Augen und Armen allein überlassen bleiben mußte, sich gegenseitige Liebe zu gestehen.

Damals war es noch nicht nöthig, daß man der Nationalität auch das rein Menschliche, dem ganzen Geschlechte Allgemeine, die Liebe unterordnen mußte, und ein Liebesverhältniß zwischen zwei Individuen verschiedener Zunge war damals nichts so Außergewöhnliches, um wie jetzt einen so allgemein beliebten Stoff für Novellen zu geben, als deren Hintergrund alle möglichen Ereignisse der letztverfloffenen Jahre dienen müssen. Daher fühlten sich die Soldaten in diesen Orten nicht unglücklich.

Wenn die Offiziere ihre Quartiere bezogen haben, so ist gewöhnlich der erste Gang bestimmt, Erkundigungen einzuziehen. Man fragt nach den Gasthäusern und nach den gastfreundlichen Familien, in welchen man Zutritt erlangen kann. Es gibt in jeder Nation mehre, die vor allen Andern den Ruf genießen, Offiziere bei sich zu versammeln. Gewöhnlich sind es die Honoratioren des Orts, welche auf gute Gesellschaft Anspruch machen. Der Rittmeister, die Hände in weiße Glacés gehüllt, stattet die erste Visite ab. Nach kurzer Zeit sind sämmtliche Offiziere und Cadetten eingeführt und gewöhnlich haben die Mädchen des Hauses, noch betrübt über das Scheiden der Fortgezogenen, bald in den Einrückenden Tröster gefunden, wenn nicht das stets lose Verhältniß

zufällig ernster geworden, und eine baldige Heirath in Aussicht stellt.

Dem Garnisonsorte gegenüber lag ein anderes Dorf, getrennt durch die Theiß und verbunden durch eine Schiffbrücke, wie sie in Ungarn eben die alleinigen Verbindungsmittel zweier Ufer sind. In diesem Dorfe wohnte ein pensionirter Rittmeister, dessen Frau aus erster Ehe drei erwachsene Töchter hatte. Das Haus dieser Familie war stets allen Offizieren offen, welche das Geschick in jene Gegend führte. Die Mädchen waren alle sehr mager, trugen fortwährend helgoländer Hüte und feine gelbe Handschuhe. Sie unterschieden sich nur durch ihr Alter, da die Eine um zehn Jahre älter war als die Andere. Die Jüngste zählte fünf- undzwanzig Jahre. Auch die Mama, deren Alter eben verhältnißmäßig gegen das ihrer Töchter vorge- rückt war — da wir annehmen wollen, sie habe sehr jung geheirathet —, trug ebenfalls einen helgoländer Hut, damit ihr Teint in dem heißen ungarischen Klima, das bekanntlich vortrefflich die Trauben reift, nicht leide. So konnte man diese Damen in Begleitung der Offiziere und Cadetten täglich am Strande der Theiß spazieren gehen sehen, wenn sie es nicht eben vorzogen, auf einer Wiese im Park Reife einander zuzuwerfen, zu hüpfen, und zu schäkern. Diese

Damen waren sehr tugendhaft, und strenge in ihrem Urtheile über Andere; ja sie hatten sich ein eigenes Bad errichten lassen, und dies war an der Schiffbrücke angebracht, welche Jedermann passiren mußte. In diesem Breterhäuschen nun überließen sie sich den sanft ihren Körper umfließenden Wellen, und ich weiß nicht, wie es kam, vielleicht waren die Breter nicht gehörig gefügt, aber wenn die Offiziere über die Brücke gingen, was gewöhnlich am Abende geschah, um die Fräuleins zu besuchen, erhoben dieselben ein Gekreisch und ein Gelächter, und da die Herren daraus auf die Anwesenheit der Damen schlossen, so erwarteten sie dieselben auf der Brücke.

Einer dieser gemeinschaftlichen Spaziergänge der Damen mit den Dragoneroffizieren führte nach dem jenseitigen Dorfe. Mit dem jüngsten Fräulein ging ein junger Lieutenant. Frische Wangen, lebhaftes Augen und starker Bau machten sein Aeußeres angenehm. Er war sehr jung, beinahe von der Bonne weg, zum Militair gekommen, daher war er derb und kräftig in seinem Benehmen und hatte wenig von dem Tone angenommen, der in den Salons seiner Aeltern — bairischer Grafen — herrschte, zu dessen Aneignung er auch bereits in seiner Kindheit wenig Anlagen zu haben schien. Dies bewies das Benehmen

der Aeltern, die ihn so früh zum Soldaten machten. Der Lieutenant langweilte sich entsetzlich, indem er neben dem Fräulein einherging. So oft es auch anfing ein Gespräch über das Ja und Nein hinausführen zu wollen, mißlang es ihm; es vermochte durchaus nicht einen Gegenstand zu finden, der den jungen Mann interessirte. Dieser hatte Freude am Reiten, Jagen, Schwimmen und ähnlichen körperlichen Beschäftigungen. Da er sprach, wie er dachte, so blieben ihm Gespräche, die abseits seines Gedankenkreises lagen, unverständlich, da sie gewöhnlich das Gegentheil von Dem glauben machen sollten, was sie eigentlich ausdrückten. Geliebt hatte er noch nicht, es war also wirklich schwer, ihn reden zu machen. So gingen das Fräulein und der Offizier stumm nebeneinander.

Man war beim jenseitigen Ufer angelangt, indem man am Strande der Theiß, den Schiffmühlen zu, fortging. Diese stehen stufenweise nacheinander im Strome und sind mit Ketten am Strande, und mit Ankern am Flußgrunde befestigt, so zwar, daß wenn die erste knapp am Rande des Ufers steht, die letzte bis in die Mitte des Stroms reicht, damit die Strömung ungebrochen die Räder treibe. Diese Mühlen stehen auf Schiffen, und dienen zugleich den Müllern,

so lange eben der Strom offen bleibt, auch zur Wohnung. Die Gesellschaft war unfern der Mühlen angelangt. Das jüngste Paar war das erste. Da, als man der ersten Mühle ganz nahe war, stieß das Fräulein einen Schrei aus. Der Offizier fragte um die Ursache des Schreckens, das Fräulein konnte nicht sprechen, es wies nur mit abgewendetem Gesichte nach der Mühle. Der junge Mann sah hin. Auf dem Schnabel des Schiffes saß ein junges Mädchen, das sein gelöstes, lang herabfließendes, braunes Haar flocht, und eben, durch den Schrei betroffen, die dunkeln Augen fragend nach dem Ufer richtete. Es bemerkte nicht, daß seine schönen weißen Füße, welche von den durchsichtigen Wellen leicht umflossen wurden, der Grund waren, warum sich das Fräulein abwendete. Erst der Ruf des Offiziers: „Welch' weißer Fuß!“ machte es aufmerksam. Es sprang auf und stürzte in die Hütte. Der junge Mann stand längere Zeit hindurch still, und starrte die Mühle an, sah aber nicht den schönen Mädchenkopf, der erglühend hinter dem kleinen Mühlenfenster hervorlugte. Nach einiger Zeit sah sich der Lieutenant um, die Gesellschaft hatte einen andern Weg eingeschlagen. Er ging ihr nicht nach, aber er ging zum ersten male in seinem Leben allein im Freien ohne Zweck herum.

Der junge Mann betrat nicht mehr das Haus des Rittmeisters. Desto eifriger zog es ihn zu dem schönen Müllermädchen, dessen Liebe er zu erringen wußte. Die Verbindung wurde gesegnet, und zwei schöne Kinder waren die Früchte derselben. Der junge Mann verbrachte alle Zeit, die ihm sein Beruf übrigließ, bei seiner Geliebten und seinen Kindern, mit denen er die Zulage, die er vom Hause erhielt, theilte. Auch bei häuslichen Arbeiten half er mit, wenn die Kräfte seines Mädchens nicht ausreichten, da es nach wie vor in der Mühle helfen mußte. Die Aeltern sahen nicht scheel zu dem Verhältnisse. Bei den Leuten im Volke wird es für keinen besondern Fehltritt gehalten, wenn zwei Menschen in einer Verbindung leben, welche von der Kirche nicht die Weihe erhielt, wenn sie eben durch äußere Verhältnisse verhindert sind, einen eigenen Haushalt zu gründen. Die Mädchen haben volle Freiheit und es werden wol wenige Ehen geschlossen, welche nicht früher durch alle Gaben der Liebe geknüpft wurden. Nie war über die Wesenheit des Verhältnisses der jungen Leute gesprochen worden. Den Aeltern des Mädchens fielen die Kinder nicht sonderlich zur Last, auch gefiel ihnen das Wesen des jungen Mannes, dessen Einfachheit ihn nicht zu sehr von ihnen entfernte;

nur das Aeußerliche, sein Stand und Rang, trennte sie. Er selbst dachte gar nicht über sein Thun nach. Er hatte bei den andern Offizieren solche Verbindungen oft vorkommen sehen, nur bekümmerten sich seine Kameraden nicht weiter um die Folgen, und sie belächelten das Treiben des Lieutenants, der sich fortwährend in Gesellschaft der Müller befand. Das Mädchen war einfach und natürlich, es liebte den Vater seiner Kinder, blickte mit Ruhe in die Zukunft; denn es war überzeugt, daß er für die Kinder sorgen werde, und wie wenig brauchten diese. So lebten die Leute fort: glücklich, zufrieden, und würden vielleicht heute noch so leben, wenn eben äußere Momente nicht auf sie eingewirkt hätten.

Eines Abends kam der Lieutenant aus dem Dorfe zur Mühle. Die junge Frau saß umflammt von den goldensten Strahlen der untergehenden Sonne auf dem Schiffe, wie damals, als sie von dem geliebten Manne zuerst erblickt wurde. Nur hielt sie heute ihr jüngeres Kind an der Brust, während das ältere neben ihr spielte.

„Heute, liebe Marie, hat uns der Rittmeister gesagt, daß wir in vier Wochen von hier abmarschiren werden. Wir kommen nach Böhmen.“

„Mein Gott, was wird denn aus den Kindern, was wird aus mir werden?“

Der Graf hatte nie ernstlich die Folgen der Verbindung überdacht. Marien standen sie jetzt lebhaft vor Augen. Im ersten Momente wollte der Lieutenant ihr antworten, wie er es oft von seinen Kameraden gehört: „Nun, ich werde dir oft schreiben und dir das Nöthige schicken,“ eine eingelernte Phrase, die sich wahrscheinlich stets vor sein Auge drängte, wenn dieses weiter sehen wollte, und die ihn bisher leichten Sinnes gelassen hatte. Als er aber Marien ansah, und den Schmerz auf ihrem schönen Antlitze, als er das Kind an ihrer Brust und den theuern rosigten Knaben an ihrer Seite betrachtete, da war es, als ob plötzlich ein neuer Sinn in ihm aufgegangen wäre. Sein Herz zog sich zusammen, und Thränen traten in seine Augen.

„Wir müssen uns nicht trennen, liebe Marie, du kannst ja mit mir gehen!“

„Woran denken Sie?“ — Marie nannte den Grafen Sie, während er sie mit „du“ anredete. — „Allein, in der Fremde, würde ich ganz schutzlos stehen, hier habe ich doch meine Aeltern.“

Sie sprach nicht weiter, da sie wol fühlte, was sie für eine Rolle als Begleiterin eines Soldaten

spielen würde. Im Hause der Aeltern, in der Heimat, waren diese die einzigen Richter eines Verhältnisses, welches von den andern Leuten eben nicht sonderlich gestört wurde, wenn sich nur diese nicht dagegen erklärten. In der Fremde würde es anders werden; dies ward Marien klar.

„In der Fremde würdest du mit den Kindern ganz schutzlos stehen? Hast du mich denn nicht? Würde ich denn nicht immer bei dir sein?“ fragte der Graf.

Er hatte bisher die Vereinigung nur nach seinem Gefühle, nach den Zuständen in dem kleinen Dorfe beurtheilt. Ihm selbst machte es keine Schwierigkeiten, er hatte daher keinen Augenblick bei dem Antrage: die Mutter seiner Kinder möge ihn begleiten, an die Stellung gedacht, die sie einnehmen würde. Marie aber hatte mit dem richtigen Instincte des Weibes die ganze Lage des Momentes, wenn auch nicht ganz klar, erfaßt, weil sie noch nicht von der Erfahrung belehrt worden war, so doch alles Das geahnt, was ihr bevorstehen würde. Ihr war die Stellung des Bauermädchens zu einem Grafen klar, aber auch zugleich das einzige Mittel, das es ihr möglich gemacht hätte, ihn zu begleiten. Wie konnte

sie aber an so etwas denken. Wie konnte der Graf sie heirathen! Daher antwortete sie ihm:

„Sie würden immer bei mir sein? Wie könnten Sie das? Wie dürfte ich, das Bauermädchen, an Ihrer Seite einherschreiten? Ich müßte Ihnen höchstens folgen, und als was? Wenn ich ein Mann wäre, könnte ich es als Ihr Diener, aber wie als Weib? Und was sollte ich denn mit meinen Kindern beginnen?“

Der Graf konnte auf diese Rede nichts erwidern, er sah vollkommen ein, daß Marie klug sprach. Der Schmerz übermannte ihn, und er war nicht im Stande einen Gedanken zu fassen. Marie schluchzte, der Säugling schlief an ihrer Brust, die Thränen rollten auf das Antlitz des Kindes, dessen himmlische Ruhe und Klarheit sie nicht trüben konnten. Aengstlich drängte sich das andere Kind an die Mutter, als es dieselbe weinen sah. Klagend schritt der Graf einher. Die Aeltern waren gekommen, und schienen sich wol zu grämen, doch sprachen sie der Tochter Trost zu, als der Graf mit ihnen die Summen theilte, die er heute von seiner Mutter erhalten hatte, und die er ihnen zur Bestreitung der häuslichen Auslagen gab, da er mit der Familie speiste. Er hatte auch einen Brief von seiner Mutter erhalten, worin sich dieselbe

über das schlechte Papier beklagte, welches der Sohn zu seinen Briefen nahm, vorzüglich aber über den schlechten Streusand, der es ihr unmöglich mache, die Briefe des Sohnes zu öffnen und schnell zu lesen, wie es ihr zärtlich liebendes Mutterherz verlange. Zum Schlusse erwähnte sie noch der jungen Comtesse Amélie, welche sich stets lebhaft nach ihm erkundige.

Alles begab sich betrübt zur Ruhe; Marie allein fand keinen Schlaf und weinte und dachte die ganze Nacht. Als einzigen Ausweg sah sie stets nur die Heirath; aber nicht ein Gedanke stellte ihr die künftigen Beziehungen zu dem geliebten Manne von den jetzt bestehenden abweichend dar. Sie sah in der Heirath nur das Mittel, immer mit ihm und ihren Kindern vereint bleiben zu können.

Je näher die Zeit heranrückte, in welcher der Graf scheiden sollte, desto gefaßter wurde Marie. Sie ergab sich in ihr Schicksal. Sie litt wol viel, jedoch die Sorge für die Kinder und die häuslichen Berichtigungen ließen sie nicht allzuviel ihrem Schmerze nachhängen. Sie behielt ja ihre Kinder; dann vertraute sie unwankbar dem Geliebten, der versprochen hatte, jährlich die Zeit seines Urlaubes bei ihr und den Kindern zuzubringen. Der Graf konnte sich mit dem Gedanken des Scheidens weniger vertraut machen,

und je näher die Stunde heranrückte, desto tiefer fühlte er den Schmerz der Trennung von all dem Theuern, das er auf der Erde besaß. Er fühlte eine Faser nach der andern, mit welchen er in diesem Boden wurzelte, zerreißen. Was sollte aus ihm werden, wenn er seine Marie, seine Kinder nicht mehr sehen konnte? Der Vater und die Mutter seines Weibes waren ihm lieb geworden; die kleine Schiffmühle sollte er verlassen, in welcher er so glückliche Stunden verlebte, und die baumreiche Aue, welche sich am andern Ufer fortzieht, den schönen Strom und den kleinen Rachen, in welchem er auf den Bergen mit seiner theuern Marie sich wiegte? Ja selbst das Geräusch der Mühlräder hörte er jetzt gern, und auch die Beschäftigung in der Mühle war ihm zur Gewohnheit geworden; das Aufschütten der Frucht, das Einfüllen in Säcke und das Sehen nach dem Mühlsteine. Dies bemerkte er, als er unthätig einige Tage seinem Schmerze nachhing, und Erleichterung desselben fühlte, da er zu der Arbeit zurückkehrte. Sein Beruf raubte ihm eben wenig Zeit. Anfangs hatte er Marien bei der Arbeit scherzend geholfen, da er jedoch sah, daß er ihr später, als sie weniger arbeiten konnte, viel Erleichterung verschaffte, wenn er ihr beistehe, so that er es freudig und gern.

Was ihm bis dahin nicht in den Sinn gekommen war, fiel ihm plötzlich ein. Er konnte ja Marien heirathen, und dann durfte sie sich nicht von ihm trennen. Da er jedoch wußte, welche Hindernisse er zu bewältigen habe, bis er diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen im Stande war, so sprach er mit Marien nicht über denselben. Die Hindernisse waren in seinen Augen so groß, daß sie ihn früher gar nicht die Idee der Heirath fassen ließen; doch der Schmerz hatte ihn tiefer fühlen gelehrt, das Gefühl hatte seinen Blick in die Weite schauen gemacht, und er sah jetzt das Verhältniß in dessen Wirklichkeit. Nun stand aber auch der Entschluß fest in ihm, Alles aufzubieten, um die Einwilligung seiner Aeltern zu erlangen, seinen Bund mit Marien vom Geseze und der Kirche billigen zu lassen. Es blieb jedoch mehr als zweifelhaft, ob er die Zustimmung seiner Aeltern erhalten werde, da sie, nebst dem Hinaussetzen über alle, Jahrhunderte alte Vorurtheile, auch die Caution leisten mußten, ohne deren Erlegung der Offizier das Mädchen nicht ehelichen konnte. Doch hoffte er, und diese Hoffnung, verbunden mit dem Wunsche, seinen Entschluß so schnell als möglich zur Wirklichkeit zu bringen, erleichterte ihm das Scheiden, da er in Böhmen, seinen Aeltern nähergerückt, allenfalls

persönlich dieselben bitten konnte, wenn sie ihm nicht nach dem Briefe bereits ihre Zustimmung geben sollten, den er augenblicklich geschrieben, als er den Entschluß gefaßt hatte. Der Brief lautete:

„Liebe Mama!

Ich bitte dich, mir nicht zu zürnen, wenn du das Geständniß gehört hast, welches ich ablegen muß. Ich habe hier in der Station ein Verhältniß mit einem Mädchen angeknüpft, das ich unendlich liebe. Der Bund mit Marien dauert bereits drei Jahre. Sie ist die Tochter eines Müllers und liebt mich ebenso sehr, wie ich sie. Marie hat während der Zeit, daß ich sie kenne, zwei Kinder, liebe, himmlischschöne Kinder, geboren, einen Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen sieht dir ähnlich, liebe Mama! Du hast geweint, theure Mutter, als ich mich von dir trennen mußte, und du wirst daher begreifen, wie weh mir zu Muth ist. Ich soll mich von meiner Marie und meinen zwei Kindern trennen. Begleiten können sie mich nicht; da es mir aber unmöglich ist, lange von ihnen getrennt zu leben, so habe ich den Entschluß gefaßt, Marien zu heirathen. Ich küsse dir vielmal die Hand und bitte dich innigst, Alles zu thun, was meinen Entschluß fördern kann. Zürne mir nicht, und gib deine Einwilligung, dann aber

bitte den Vater und erweiche sein Herz. Sage ihm, daß ich nicht mehr Zulage verlange, als ich jetzt beziehe, wir werden davon leben können, nur die Caution möge er so gütig sein zu erlegen. Auch die Schwestern und Brüder bewege, daß sie mit dir vereint den Vater bitten. Schreibe mir gleich in meine neue Station, damit ich so glücklich sei, sobald als möglich die Bewilligung meiner Bitte zu erhalten!"

War der Graf aber auch in der Stunde des Scheidens eben durch diesen Schritt gefaßter, so brach bei Marien der Schmerz in seiner ganzen Gewalt los. Sie schluchzte und rang die Hände, weinte laut und überschüttete ihre Kinder mit Thränen. Man wollte ihr den Säugling von der Brust nehmen, aber sie ließ es nicht zu und rief: „Wollt ihr mir auch noch den entreißen?"

In diesem Augenblicke wurde der Graf von seinem Schmerze überwältigt. Es gab jetzt keine Hindernisse mehr für ihn, und während er Marien nochmals an seine Brust drückte, und die Kinder heiß und wiederholt küßte, sagte er: „Fasse dich und sei ruhig, Marie, ich werde bald zurückkehren und werde dich heirathen!"

Marie sah ihn ernst an, sein Auge sprach wie sein Mund. Sie sagte nichts, doch bewegte sie leise

verneinend den Kopf. Sie vermochte die Möglichkeit des Gesagten nicht zu fassen. Marie weinte fort, doch ruhiger und stiller, und saß auf dem Schiffe in kübler Morgenluft, als die Trompeten schmetterten und die Escadron auf der Heerstraße dahinzog.

Im neuen Stationsorte angelangt, stürzte der Graf auf die Post. Sein Herz drohte zu brechen, so war es vom Leide, von der Sehnsucht nach Marien und den Kindern, und der Erwartung des Briefes, der eben die Wiedervereinigung ermöglichen sollte, bewegt und gespannt. Ein Brief war da für ihn, es war das Siegel, die Schrift seiner Mutter. Sie schrieb:

„Lieber Sohn!

Ich habe sehr über deinen Leichtsinn und deine Verirrung geweint. Wie konntest du ein Mädchen, ohne alle Aussicht, sie je deine Frau nennen zu können, so unglücklich machen; wie konntest du die Folgen nicht bedenken, die daraus entstanden sind? Folgen, die dich nicht allein, die mehre Menschen, und überdies Unschuldige drücken und leiden machen! Ich habe deinen Geschwistern nichts gesagt, ich habe es über mich vermocht, zu dem Entschlusse zu gelangen, deinem Vater die Sache vorzutragen. Ich sprach so herzlich mit ihm, als ich es im Stande war. Ich

legte die Entscheidung in seine Hand, stellte mich sogar zustimmend deiner Bitte, was ich nur widerstrebend konnte. Dein Vater lachte und sagte: «Kommt öfter vor bei jungen Offizieren, sei so gütig und nimm die Sache in die Hand, denn ich sollte eigentlich nichts davon wissen.» — Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen, denn als ich ihm sagte, daß es sich ernstlich um eine Heirath handle, sprach er kalt lächelnd: «Und davon sprechen Sie mit mir?» Ich wußte es vorher, daß dein Vater nie seine Einwilligung zu einem derartigen Bunde geben werde. Jedes Wort mehr hätte nur mir Worte entgegengebracht, die zu vermeiden, stets mein Bestreben war. Ich sehe keine Möglichkeit, mein Sohn, daß du das Mädchen heirathen kannst. Sorge demnach für dasselbe und seine Kinder, ich will es dir ermöglichen. Lebe wohl, und schreibe mir bald, was du thun willst!“

Das that denn auch der Graf augenblicklich. Er schrieb:

„Theure Mutter!

Soeben reiche ich meine Quittirung ein, ich werde meine Charge niederlegen. Ich kann ohne Marien und die Kinder nicht leben, werde und muß sie heirathen. Dein Brief hat meinen Entschluß nicht ändern

können. Ich nehme heute Urlaub und reise ab. Lebe wohl, theuerste Mutter!"

Der Graf verkaufte Pferde und alles Das, was ihm überflüssig schien. Er kam in der Mühle an und heirathete Marien, nachdem er seine Entlassung erhalten hatte. Sein Vater hatte ihm den Rücken gekehrt; der Sohn war für ihn gestorben. Die Mutter schrieb anfangs, dann auch nicht mehr; wahrscheinlich durfte sie nicht. Der Graf wohnte in der Mühle, und legte seine städtischen Kleider mit dem Titel ab. Er half in der Mühle mit und gab das Geld, was ihm geblieben war, zum Betriebe des Geschäftes. Er mußte arbeiten und arbeitete gern. Er verrichtete Alles, was nothwendig war, lebte glücklich mit Marien und den Kindern, und Niemand vermochte den Grafen von den übrigen Müllern zu unterscheiden.

VIII.

Ein deutscher Pfarrer.

Ein größerer Ausflug wurde unternommen. Unser Weg führt uns in einen fernen Winkel Ungarns. Dort liegt das deutsche Dorf Baumgarten, eine im Jahre 1845 gegründete Colonie. Sie führt den Namen des Gelehrten, der, zu jener Zeit Director der Tabacksproduction, dieses Dorf mit mehreren Andern gegründet hat.

In diesem Winkel, den die grünen, mit den herrlichsten Aebeln, Fruchtbäumen und weißen Häuschen bedeckten Berge bilden, die Weinberge von Menesch und Magyarat, liegt auch Bilágos, der Ort, bei welchem Görgey das ungarische Drama endete. Ist aber dieser Act der Gegend günstig, so schadet er mir; denn gegen diesen Hintergrund wird die Erzählung

von dem Pfarrer des kleinen deutschen Dorfes und dessen Umgebung verschwinden. Immerhin. Ich habe ein historisches Bild gesehen, einen gewaltigen Kampf darstellend. Im Vordergrund saß ein kleiner Knabe, zitternd am Fuße eines Baumes, und er fesselte doch die Aufmerksamkeit, ja er war ein Ruhepunkt für das Auge, das, geblendet von dem großen Gegenstande, gern zu ihm zurückkehrte.

An einem herrlichen Nachmittage, es war zur Zeit der Weinlese, fuhren wir von Maria-Radna, dem Wallfahrtsorte, ab. Der Weg führte uns an den Weinbergen von Menesch vorbei. Jubel und Gesang der Winzer schallte von ihnen herab, durch die frische Luft uns zu; der Schall der Böllerschüsse brach sich an den Bergen, und dem Echo antwortete rauschende Zigeunermusik, aufbrausend wie der feurige Most, der in großen weinlaubumwundenen Fässern auf Wagen, an uns vorbei, den Kellern zugeführt wurde. Die Weinberge bogen rechts im zurücklaufenden Winkel hinter der Ruine von Bilágoš gegen Siebenbürgen ein; von ihrem senkrechten Fuße an, links, dehnte sich die Ebene gegen Arab aus, die unser Weg durchschnitt. Es wurde Abend; das Ziel des Tages war ein deutsches Dorf und in demselben ein Pfarrhaus. Wir kehrten deshalb den Bergen den

Rücken, und unsere Pferde jagten über die Ebene. Die Sterne am Himmel erschienen und die Luft begann etwas frisch zu werden. Ich will mich durchaus nicht jenen Feinden aller Romantik beizählen, die, wenn sie am Abend von weitem die Lichter eines Ortes sehen, der Himmelslichter gar nicht achten, aber diesmal sah ich sie freudig uns entgegen glimmern. Mein Begleiter hatte gehört, daß sein Jugendfreund Pfarrer in N.=P. sei. Auf diese Nachricht und die alte Freundschaft hin hatte er beschlossen, ihn mit uns selbst, dem Wagen und den Pferden zu überraschen und ihn diese Freude einige Tage hindurch genießen zu lassen. Obwol ich die Gastfreundschaft in Ungarn, und vorzüglich die der katholischen Pfarrer kannte, so konnte ich doch nicht umhin, in das allzurege Andenken einer Jugendfreundschaft einige Zweifel zu setzen. Abgesehen davon, was hätten wir begonnen, im Falle der Pfarrer nicht zu Hause gewesen wäre? Rad war weit und die Nacht war nah!

Endlich waren wir vor dem Pfarrhause angelangt. Trotz der Dunkelheit konnte man an den umherliegenden Steinen und Balken wahrnehmen, daß der Pfarrhof erst neu gebaut war. Der junge Pfarrer und drei Mägde, denen man auf den ersten Blick die „schwäbische“ Abkunft ansah, kamen uns mit Lichtern

entgegen. Mein Freund fing zu meinem Erstaunen an Komödie zu spielen und begann: „Ein armer Künstler, auf der Reise durch Ungarn begriffen, um die herrlichen Gegenden «abzunehmen», in Verlegenheit um eine andere Nachttherberge, wendet sich an die weitbekannte Gastfreundschaft des Herrn Pfarrers und bittet um ein Nachtquartier und einen Nachtimbiß.“ Dann stieß er mich vor und in die Seite. Ich mußte die Rolle aufnehmen, und da mir nichts Besseres einfiel, fing ich an: „*Pauper studiosus rogat dominationem vestram, reverende*“ u. s. w.

Der Pfarrer schaute bald uns und unsere, während der langen Reise etwas herabgekommenen Leinenblousen an, die mit diesen Reden wol harmoniren mochten, bald den Wagen, der den gewöhnlichen Beförderungsmitteln solcher Reisenden, den Füßen, wenig entsprach, und fragte: „Gehört diese Equipage auch zu Ihnen?“

„Ja,“ entgegnete mein Freund, „sie wird wol Ew. Hochwürden keine Ungelegenheiten machen?“

„D durchaus nicht; Hans, Sorge für die Pferde und den Kutscher,“ rief der Pfarrer; „doch wollen Sie nicht Ihr Portefeuille vom Wagen nehmen und Ihre Sachen,“ sprach er weiter, „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Skizzen sehen ließen.“

„Es hat nicht Eile, Herr Pfarrer, bei Tage lassen sich Bilder viel besser beurtheilen,“ sprach mein Freund, „und wenn der Herr Pfarrer befehlen, so würden wir durchaus nicht abgeneigt sein, einige Tage bei Ihnen zuzubringen, damit Sie recht bequem die Skizzen betrachten können.“

„Ich muß Sie nur vielmals um Entschuldigung bitten,“ replicirte der Pfarrer; „mein Haus ist aber erst fertig geworden, ich bin noch nicht vollständig eingerichtet, und meine alte Wohnung ist schon etwas in Unordnung, sodaß ich Sie nicht gehörig bewirthen kann.“

„Herr Pfarrer, wir nehmen mit Allem vorlieb,“ entgegnete mein Freund. Während dieser Wechselreden waren wir in den Speisesaal eingetreten. Eine große Tafel war bereits hergerichtet. Zwei junge Kleriker und eine Frau aus Temesvár, die ebenfalls durchreisend als Gäste im Pfarrhause aufgenommen wurden, waren eben im Begriff, an der Tafel Platz zu nehmen. Da, als eben die Suppenterrine hereindampfte und ihrem Geruche des Pfarrers achtzigjähriger Vater folgte, wandte sich jener gegen mich mit der Frage: „Habes testimonia?“

Mein Freund schnitt mir eine geistreiche Lüge, die ich wahrscheinlich vorgebracht hätte, ab, indem er

ausrief: „Aber Herr Pfarrer, kennen Sie mich denn nicht? Ich bin ja der K. . . aus Temesvár? Erinnern Sie sich nicht? Mein erstes Werk waren die schönen Fresken in Ihrem Zimmer.“ Nun folgte eine Erkennungs-scene. Der Pfarrer erinnerte sich des jungen **Malers** nur zu wohl, der sein liches, helles, weißes Kaplanstübchen durch alle möglichen düstern Landschaften in eine Zelle umgewandelt, die für einen meditirenden, grübelnden Asceten, aber nicht für unsern heitern Pfarrer gepaßt hätte, der erste größere Versuch K.'s gewesen war, und lachte herzlich bei der Erinnerung. Auch ich mußte meine Rolle jetzt ablegen und wurde herzlich bewillkommt. Fragen und Antworten überstürzten sich nun, soviel ihrer das schmachhafte Essen eben zuließ. Während wir uns hinreichende Zeit zum Speisen ließen, brannte der Pfarrer vor Ungeduld, das Portefeuille meines Freundes zu sehen. Auch war er sehr begierig, meine Werke kennen zu lernen, und fragte mich, ob ich nicht vielleicht dieselben bei mir führe. Ich konnte nun einmal seine Neugierde nach den testimoniis spiriti, wie früher nach denen paupertatis, nicht befriedigen, und mußte versprechen, ihn die wenigen Skizzen lesen zu lassen, die ich bereits während dieser Reise entworfen. Nachdem die Tafel abgeräumt war,

wurde der Inhalt des Portefeuille besichtigt. Nun erst, nachdem der Pfarrer in Sicherheit über die Identität unserer Personen war, thaute er gänzlich auf, die Guitarre wurde herbeigeholt und deutsche Lieder theils schwärmerischen, theils lebhaften Inhalts wurden gesungen, und die durch sie erregte Stimmung noch mehr durch trefflichen Magyaraten- und alten Menescherwein erhöht.

Die übrigen Gäste brachten die Nacht im alten Wohnhause, wir in dem eleganten Gastzimmer des Pfarrers zu.

Des andern Tages, es war Sonntag, nach dem Frühstücke, riefen uns die Glocken zur Kirche, welche dem Hause gegenüberlag. Der Morgen war hell und sonnig. Wir betraten das kleine, aber sehr nett und freundlich verzierte Bethaus und gingen „auf den Chor“. Die Messe begann. Rechts standen die Weiber und links die Männer, dem Altare zunächst die Kinder; dann kamen rechts die heranwachsenden Mädchen mit den zurückgekämmten, mit einem Kamme hinten befestigten Haaren und den blauen, schwäbischen Augen.

Der Pfarrer hatte mich zumeist auf den Gesang aufmerksam gemacht, und mit einem unnennbaren Stolze von den Fortschritten seiner Gemeinde in

religiöser, sittlicher und materieller Beziehung gesprochen, welche sie seit der Zeit gemacht, seit welcher er sie als Pfarrer leite. Er erzählte mir, daß er Mädchen und Knaben musikalisch heranbilde und am Chore während der Messe vierstimmige Lieder singen lasse, theils, um dem widrigen Gesange der Gemeinde ein Ende zu machen, dann auch, um durch den Gesang selbst sie mehr zu erbauen und heranzubilden. Ich erwartete also den Vortrag eines vierstimmigen deutschen Kirchenliedes. Anstatt dessen begannen die Bauermädchen und Knaben: „Proster-nimur credentes.“

Ich entfernte mich aus der Kirche. Sie war so voll, daß eine Menge Männer vor dem Eingange bis auf den Platz hinaus unbedeckten Hauptes standen. Mit einem derselben wollte ich ein Gespräch anfangen, doch blieben einige Fragen ohne Antwort. Erst als ich auf das Lob des Pfarrers kam, fand ich Gehör und vermochte den Mann, mit mir einige Zeit lang umherzugehen, doch nur unter der Bedingung: daß ich, wenn der Herr Pfarrer es bemerken oder erfahren sollte, die ganze Sache auf mich nehme. Die ganze Zeit hindurch ergoß sich der wohlhabende Mann in Lobpreisungen des Pfarrers: wie er so leutselig und herablassend sei, wie er die Kranken mit

Arzneien versorge, wie er alle Streitigkeiten unter den Bauern und inmitten der Familien schlichte, so-
daß sie sehr selten vor Gericht zu gehen brauchen; wie er ihnen Rathschläge gebe, wie sie ihre Felder besser bearbeiten sollten, kurz wie Alles, was im Dorfe, in jedem einzelnen Hause desselben vorgehe, dem Herrn Pfarrer bekannt sei, weil Jeder, der etwas brauche, zu ihm gehe, und bei ihm immer ein freundliches Wort finde; vor allem aber wie der Herr Pfarrer so wunderbar predige, daß Niemand, der eine geheime Sünde habe, dieselbe verschweigen und verbergen, sondern nach dem Gottesdienste augenblicklich zu dem Herrn Pfarrer gehen, ihm dieselbe gestehen und um Vergebung bitten müsse. Deswegen liebe die Gemeinde den hochwürdigen Herrn gar so sehr, und thäte Alles für ihn, was sie nur könnte, denn dem Herrn Pfarrer dürfe es an Nichts fehlen. „Neulich erst wollten sie ihn nach Mariendorf, das reichste deutsche Dorf in der Nachbarschaft, haben, aber wir sind hingegangen zum Herrn Pfarrer und haben gesagt: Hochwürdiger Herr! Die Leute in Mariendorf wollen Ihnen zweitausend Gulden mehr geben, als Sie hier haben, bleiben Sie bei uns, und wir geben Ihnen um ebenso viel mehr. Und der Herr Pfarrer ist geblieben. Ist es nicht für uns eine große Ehre,

daß der beste Prediger weit und breit unser Pfarrer ist? Bei jeder großen Feier in Urab, wenn die Leute fragen: Nun, wer wird denn predigen? heißt es immer: Wer denn sonst, als der Pfarrer von N.-P.?"

Bald hatte ich auch Gelegenheit, mich von der Wahrheit der Angaben des Bauers zu überzeugen. Der Gottesdienst war zu Ende. Der junge Pfarrer ging in sein Bohnhaus, ihm nach eine Menge Leute beiderlei Geschlechts. Wir blieben auf dem Vorplatze des Hauses stehen. Bald kam ein junges Mädchen heraus, das sich mit dem Tuche die letzten Thränen aus dem Auge wischte, bald zwei ältere Eheleute, die noch einige Vorwürfe, doch scheinbar die letzten Gewitterstöße, wechselten, und eben ruhig weitergingen; nach ihnen einige Bauern, die sich gegenseitig den Handschlag gaben; dann ein junger Bursche, mit erhitztem Antlitz, der sich zerknirscht seitwärts fortschlich und umherblickte, vielleicht, um das junge Mädchen zu ersehen. Und so ging es fort. Der Pfarrer war fertig und trat aus dem Hause. Wir gingen mit ihm in dasselbe. Da kam noch ein altes Mütterchen. Sie entschuldigte sich, daß sie so spät komme, aber sie käme eigends vom weit entfernten Weinberge, um dem Herrn Pfarrer zur Sonntags-tafel schöne Weintrauben zu bringen. Sie zog das

Luch von der Schüssel weg, welche mit den herrlichsten weißen, rosigen und schwarzen Trauben gefüllt war, die von den grünen Weinblättern, welche sie theilweise bedeckten, abstachen. Gleichsam als Krone des Ganzen lag oben eine riesige blaurothe Traube. „Die ist für Sie, Herr Pfarrer,“ sprach die alte Frau. „Die müssen Sie essen!“ setzte sie erklärend hinzu, mit einem misstrauischen Seitenblicke auf uns, denen sie diesen Leckerbissen nicht vergönnte.

Nachmittags fuhren wir mit dem Pfarrer nach dem neuangelegten Baumgarten. Es sollte der Schullehrer der Gemeinde von dem Pfarrer vorgestellt werden. Das Dorf war von der österreichischen Regierung mit mehren andern angelegt worden, um eine sichere Menge Taback, der in dieser Gegend vorzüglich gedeiht, zu erhalten, der, unabhängig vom Marktpreise, der Regierung zur Disposition stehe, deshalb baute sie die Häuser und gab sie, nebst dreißig Jochen Landes, den Ansiedlern, die nach Baumgarten größtentheils aus dem starkbevölkerten N.-P. übersiedelten. Dafür mußten sie jährlich der Regierung eine bestimmte Quantität Taback um einen festgesetzten Preis liefern, und hatten die Begünstigung, innerhalb zwanzig Jahren erst die Besizung durch Abzahlung an sich zu bringen.

Wir kamen in dem kleinen Dorfe an, das vielleicht aus dreihundert ebenerdigen Häuschen bestand, und stiegen in dem Hause des von der Regierung ange-
stellten Beamten ab, der die Geschäfte der Taback-
übernahme leitete. Die Gemeindevertreter waren be-
reits versammelt und der Lehrer wurde ihnen von
dem Pfarrer, zu dessen Kirchsprengel Baumgarten
gehörte, mit einer begleitenden Rede vorgestellt, in
der er ihnen die Wichtigkeit des Lehramtes mit sal-
bungsvollen Worten auseinandersetzte, ihnen Achtung
vor dem Lehrer empfahl, und sie aufmunterte, die
Kinder fleißig zur Schule zu schicken. Es thut mir
leid, hier nicht wörtlich all die schönen Worte wie-
derholen zu können, die er sprach, vielleicht würde
der österreichische Minister, Graf Thun, durch eines
Geistlichen Rede bestimmt werden, mehr für Volks-
schulen zu thun; aber mein Gedächtniß ist ein schlechter
Stenograph.

Zugleich ermunterte der Pfarrer die Leute, fleißig
die Betstunden zu besuchen, welche der Herr Lehrer
in Ermangelung einer Kirche in dem Schulzimmer
halten würde.

Der Gemeinderath Baumgartens war sichtlich ge-
rührt, erleuchtet war er ohnedies, da ihm die An-
kunft des Herrn Pfarrers zu lange gedauert und er

deshalb im Wirthshause eine außerordentliche Sitzung mit unbeschränkter Deffentlichkeit gehalten, und versprach alles Mögliche zu thun, damit sich der Herr Lehrer recht wohl befinde, und auch der Herr Pfarrer zufrieden sei. Erst bei hereinbrechender Nacht fuhren wir nach N. = P. zurück.

Die nächsten Tage brachten wir theils mit kleineren Ausflügen zu, theils saß der Pfarrer meinem Freunde, der ihn, wie es eben ein Landschaftsmaler kann, der die menschliche Gestalt bloß als Staffage zu behandeln gewohnt ist, portrairte. Daß der Pfarrer sehr zufrieden war, wie auch die andern Leute seiner Umgebung, läßt sich vermuthen. Aus Dankbarkeit nun, nachdem wir acht Tage in dem Pfarrhause zugebracht, veranstaltete der Pfarrer am letzten Abende unsers Aufenthaltes ein großes Souper. Um Alles brillant herzurichten und weil wir so oft über das heilige Dreieinigkeitsauge gelacht hatten, welches al fresco, anstatt einer Rosette, passend für den Salon eines Priesters, die Decke verunstaltete, bat nun der Pfarrer noch meinen Freund, er möge ihm ein schönes Auge malen. Auch dieser Wunsch wurde erfüllt, und das Auge warf seine Blicke nach jedem Winkel des Salons. Ich arrangirte unterdessen die Möbeln. Mein Haupteffectstück war ein Balzac, den

ich in eine Zimmerecke schob und in den leeren Winkel einige große Leander postirte. Diese Pièce hatte vielen Beifall. Endlich erschien der Abend und mit ihm der Uhlanenmajor sammt seiner jungen, schönen Frau, einer feinen Dame, ein alter graubärtiger polnischer Rittmeister, ein Lieutenant, ein feines Gräschen, nebst mehren andern Bewohnern des Ortes, welche den Hintergrund, den Chorus bildeten. Mein Freund mußte nochmals sein Portefeuille auspacken, trotz seines Bethuerns, daß man bei Kerzenlicht keine Deliskizzen besehen könne. Vorzüglicher Bewunderer war der alte Rittmeister, und sein Enthusiasmus überstieg alle Grenzen, als der Pfarrer noch überdies ein Vergrößerungsglas herbeibrachte! — Eine Skizze stellte ein ruhendes Zigeunermädchen dar, auf deren dunklem Antlig sich das volle Sonnenlicht brach. Man kann sich vorstellen, wie diese harten contrastirenden Töne, durch das Glas betrachtet, schimmerten und schossen. Während die Frau des Majors lächelte, konnten sich Rittmeister und Pfarrer nicht vom Betrachten der Skizzen trennen.

Endlich kam das Nachtmahl. Es wäre Alles gut vorübergegangen: das Auge der Dreifaltigkeit erregte Aufsehen, mein Balzac, mit der Veranda, Anerkennung, die Skizzen Bewunderung; dem Nachtesten

wurde alle Gerechtigkeit gezollt; aber der Pfarrer wollte Alles zu gut machen. Der herrlichste Menescherwein kam zum Schlusse auf den Tisch. Man muß aber, um sich vom ächten alten Menescherwein einen Begriff machen zu können, diesen an Ort und Stelle trinken, nachdem man früher aus seinem Geschmacke alle die Erinnerung an jene Composition verbannt, die in Dedenburg gebraut und getauft wird, und unter fremdem Namen, dem des „Meneschers“, durch Europa reist und trotzdem, daß sie aus Ungarn kommt, überall eine freundliche Aufnahme findet. Also ächten Menescherwein, die Natur, wollte der Pfarrer verbessern. Der Wein hatte einen besondern Geschmack. Der Graf, der neben mir saß, trank, kostete, schenkte wieder ein — unglücklicherweise lief eine Gewürznelke mit in das Glas, und, noch größeres Unglück, der erröthende Pfarrer hatte es gesehen. Seine Lustigkeit war dahin, und als ich ihm zurief: „Herr Pfarrer! der Wein hat Würze und Blume zugleich!“ verlor er die Fassung. Doch noch nicht genug des Leidens. Der Pfarrer wollte als ächter Patriot, wenn auch Deutscher, den chinesischen Thee aus Ungarn verbannen und vaterländischen in Flor bringen. In Maria = Radna wächst eine Art von Thee, dieser sollte heute geprüft werden, und, wie

der Pfarrer sicher hoffte, allgemeine Billigung erhalten. Eine große Quantität Thee war gekocht, eine große Kanne mit Sahne dazu. Der Pfarrer, um die Quantitätsmischung besorgt, daß sie ja richtig werde, schenkte selbst alle Tassen ein. Große Erwartung — nach dem ersten Schlucke verspürte Alles eine sehr nahe Aehnlichkeit mit „Krausemünze“ und hatte keine Lust, dem Beispiele des Pfarrers zu folgen, der unter aneifernden Reden drei Schalen hinabstürzte, bis ihm die hellen Schweißperlen auf der Stirne standen. — Das sind die Folgen des Cölibates.

Des andern Morgens reisten wir weiter.

IX.

Z i g e u n e r .

Während der kleinen Reise, die ich erwähnt, langten wir in dem Städtchen M. an. In der Nähe desselben liegt ein Zigeunerdorf. Die folgende Erzählung, die ich hörte, diene zugleich als Beschreibung desselben.

In den anschnlichstn Maulwurfshügel des Zigeunerdorfes bei M. schob sich ein junger Zigeuner hinein. Die einzige vorn angebrachte Oeffnung gestattete nämlich keinem Erwachsenen frei einzutreten. Diese jämmerlichen Menschenbewahranstalten nennen zwar die armen Zigeuner Hütten, doch ich habe den obigen Ausdruck gewählt, um ein möglichst treues Bild auf kürzeste Art wiederzugeben. Gekreuzte Baumäste und Bretter werden mit Lehm und Erde überworfen; vorn und gegen den blauen Himmel

bleiben Oeffnungen, um Menschen hinein- und den Rauch hinauszulassen; das Ganze hat eine ovale Form, bietet Raum für eine Familie, wenn sie gedrängt sitzt oder liegt, hat manchmal eine Zwischenwand, in welchem Falle sich in der vordern Abtheilung der Herd befindet — und heißt Hütte! Gewöhnlich aber hat sie nur einen Raum, und den Herd bilden einige Steine vor derselben. Dreißig solcher Lehmhügel wieder heißen das Zigeunerdorf. Es liegt an beiden Seiten eines Fahrweges. So wohnen gedrückt die Söhne des Orients, einst Varias am Strande des heiligen Ganges, in dessen Fluten sich die weiße Lotosblume spiegelt, vor kurzem noch Varias in Europa — in kurzer Zeit jedoch gleichberechtigte östreichische Staatsbürger in Wirklichkeit, wie bereits jetzt provisorisch durch die Charte vom 4. März. Und diese Zigeuner sind die Aristokratie der Zigeuner in Ungarn! Sie haben einen festen Wohnsitz, zahlen Steuern, sind Goldwäscher, Ziegelbrenner, Musikanten und Holzschneider. In der That, ein Ameisenhaufen voll schwarzer, fleißiger Menschen. Die zweite Classe bilden die Schmiede, die ebenfalls Musikanten sind; die dritte besteht aus nomadisch wandernden Kesselflickern.

Ein junger Zigeuner schob sich also in den innern

Raum, in welchem auf einem Holzschemel ein alter Genosse seines Stammes saß. Ein Lager, über demselben eine Violine und eine Truhe bildeten die Einrichtung. Der Mann mußte groß sein; so konnte man nur die gekrümmte, knorrige Gestalt entnehmen, deren dunkle Augen aus dem braunen Gesichte hervorblickten. Sie funkelten statt des Lichtes in der dunkeln Höhle, denn nur wenige Sonnenstrahlen, die sich von außen hereinstahlen, bildeten ein Dämmerlicht in derselben. Graue Haare und der kurze graue Stoppelbart hoben die tiefe Tinte des gebräunten Kopfes noch mehr hervor. Der junge Zigeuner ließ sich sogleich auf den Boden nieder, um nicht anzustoßen. Der alte Mann winkte mit der Hand und zitternd fing der Jüngere an zu reden. Er zitterte, weil der Alte in dem Rufe stand, mit Uhriman, hier Teufel genannt, im Bunde zu stehen. Der Alte fand nämlich viel Gold, obwol man ihn nie dasselbe, wie die Andern, mühsam aus dem Bache herauswaschen sah; er hatte nie dem ihm bekannten Gerüchte widersprochen und selten hatte man ihn überhaupt sprechen gehört. Außerdem machte den Jüngern noch sein Vorhaben zittern. Sein weitläufiges Ausholen endete der Schweigsame mit einer ungeduldigen Handbewegung. Der Besucher erklärte also

bebend: er sei gekommen, um die Tochter des Alten zu werben. Eine dritte Handbewegung wies ihn alsbald zur Hütte hinaus, und er stand im nächsten Augenblicke zerschmettert vor derselben. Das letzte Mittel war versucht, mißlungen. Er hatte von dieser Unterredung mehr gehofft, als von der Neigung des Mädchens, das ihn nicht liebte und seine Bewerbungen stets zurückgewiesen hatte. Es liebte einen Andern. Der junge Zigeuner hatte versucht, durch den Ausspruch des Vaters die Verbindung zu erzwingen und im Ernste zu versuchen, wozu ihm Marina oft höhrend gerathen hatte, wenn er sich ihr zuthunlich näherte. Sie sagte dann stets: „Geh zum Vater!“ Nun war er beim Vater gewesen. Sein Beginnen war mißlungen und zum Ueberflusse stand Marina, als er aus der Hütte bestürzt herausgetreten war, mit seinem Nebenbuhler Michalati kofend vor derselben. Drohend stürzte Pali fort.

Michalati spielte die erste, Pali die zweite Violine in dem Zigeunerquartett, welches das Dorf zusammengebracht hatte. Sonderbares Schicksal, das den minder Befähigten bestimmt hatte, sowol in der Kunst mit seinen einförmigen Terzgängen des ersten Solospielers kühnere, bewegtere Tongestalten nebenher zu begleiten, von dem Beifall, den dieser erntete,

nur wenig zu erhalten, und das ihm auch im Leben nur gestattete, hinter dem Glücklichen, zurückgesetzt, einherzuschreiten. Das Licht wird bewundert, der Schatten wenig beachtet und doch formen beide erst das Bild. Pali wollte gegen das Schicksal ankämpfen. Es sollte anders werden. Sein Entschluß war gefaßt, sein Plan vorgezeichnet. Er wollte nicht länger Schatten, er wollte Licht sein und Michalati verdunkeln. Er wollte sich an ihm rächen, an Marina, an ihrem Vater, an der ganzen Welt. Doch die Zweite liebte, den Dritten fürchtete er, und so beschränkte sich sein Vorhaben für den Augenblick bloß auf den Erstern. Auch dazu konnte er sich, nachdem die erste Aufregung verflogen war, nur schwer entschließen; denn Pali war im Grunde seines Herzens gut. Er war von Natur aus nicht böshaft, hatte er doch erst vor kurzem mit seinem ehemaligen Freunde sein Essen getheilt, als sie gemeinschaftlich im Walde arbeiteten, und Michalati, wahrscheinlich durch Liebe zerstreut, sein Mittagsbrot mitzunehmen vergessen hatte, obwohl er ihm bereits seit langer Zeit, als seinem glücklichen Nebenbuhler, gram war. Doch der Gedanke an sein Misgeschick machte ihn jetzt böshaft. Vorerst wollte er seinen Nebenbuhler mit seinem überlegenen Verstande, den er zu besitzen glaubte, bekämpfen. Die

ganze Nacht brachte er damit zu, den Plan nach allen Richtungen hin zu entwerfen. Er jubelte laut auf, als er den Gang so klar vor sich liegen sah, auf welchem sein Gegner fallen mußte. „Warte, Michalati, warte nur, in kurzem bist du vernichtet!“

Eben als Pali im Dunkel seiner Hütte, in welche sich ein Strahl des vollen Mondlichtes durch eine kleine Oeffnung stahl, so meditierte, drang der Ausruf auf demselben Wege an das Ohr Michalati's, der, vom hellen Mondschein umflossen, lächelnd stehen blieb, als er die auf sich Bezug habenden Worte vernahm, und weiter ging, als Pali keinen Laut ferner von sich gab. Dieser war siegestrunken eingeschlafen. Michalati's Schritte waren nebst dem Riesel des Baches, der an dem Dorfe vorbeifließt und es zu einem zweiten Californien en miniature macht, und dem Schnarchen der Zigeuner, das die dünnen Hüttenwände durchbrach, das einzig Tönende in der ruhenden Natur. Der Mondschein lief über die grünbewaldeten Berge und die grotesken Felsen herab, und sammelte sich in vollem Guß im Thale, welches sie rings einschlossen. Ueber das grüne mondhelle Thal, dessen Zierde das braune Zigeunerndörfchen war, und empor über die hohen Berge wölbte sich der blaue Nachthimmel, durchfunkelt von den Sternen.

Die laue Nachtluft war bereits verflüchtigt und des Thaus Niederschlag feuchtete das Gras und kündete den Morgen. Ohne Furcht vor Pali's Racheplänen schlüpfte der schöne, kräftige Michalati in seine Hütte. Nun war nichts Lebendes mehr im Freien, als die wenigen Kühe und Schweine, die hinter den Hütten lagen. Sie lagen da bequemer, oder doch ebenso weich, als die Menschen in denselben, die oft, acht an der Zahl, meist auf dem nackten Boden im gesunden Schlafe hingegossen ruhten.

Die Hähne flatterten auf ihre Thürme, die Hütten, und riefen die vierte Morgenstunde aus, indem sie mit ihrem Flügelschlage die Zahl der Stunden angaben. Dies sage ich einem Naturforscher nach, der es behauptete. Wenn minder in die Natur Eingeweihte dies nicht gelten lassen wollen, so muß man sie auf die Beobachtung selbst verweisen. Bestimmt kann ich nicht behaupten, ob Pali und Michalati die Schläge gezählt haben; doch die Hähne weckten sie und Beide erhoben sich von ihrem Lager. Pali schritt rasch aus der Hütte und ging eilend dem, eine Viertelstunde weit entfernten Städtchen N. zu. Ich zweifle, daß er sich diesmal in dem Bache wusch, denn er vergaß das auch sonst manchmal; Michalati jedoch that es rasch, weckte einige Freunde und eilte mit

diesen Pali nach, denn er vermuthete, daß dieser etwas ihn Betreffendes im Sinne habe, da der Weg zu dem Orte, um diese Zeit, etwas Außergewöhnliches für die Zigeuner war. Die Bursche gingen behutsam und sahen, wie Pali über die Umzäunung in den Garten eines der ersten Häuser des Orts stieg. Verwundert sahen sich die Zigeuner gegenseitig an, dann lugten sie aufmerksam hinter den Weidenbüschen am Bache hervor, die ihnen zum Versteck dienten. Mit Zittern und Beben vollführte indeß Pali sein Vorhaben. Er wollte seinem Nebenbuhler einen Streich spielen — und wohin hatte ihn sein Racheplan geführt? Alle Kräfte mußte er zusammenfassen, um nicht das Vorhaben aufzugeben, und nur der Gedanke an seine Schmach und seine Rache ließ ihn ein Unternehmen ausführen, dessen Wirkung auf ihn selbst zurückfiel. Heldenmüthig jedoch schritt er ans Werk, und mit einem gefüllten Sack auf dem Rücken sahen ihn die Zigeuner über den Zaun zurückspringen und dem Dorfe zueilen, während er sich die Hände rieb, gleichsam um sich zu reinigen. Sein Gesicht war bleich, verzerrt, Schauer und Ekel machten seine Glieder schlottern. Mühselig schleppte er sich weiter. Am Eingange des Zigeunerdorfes endlich fiel er bewußtlos nieder. Der Sack entfiel seinen kraftlosen

Händen. Die Bursche eilten schnell zu ihm, wie auch die andern Bewohner des Dorfes, die während der Zeit Alle erwacht waren. In dem Sacke schlug etwas herum, wie ein großer Vogel. Einer der Zigeuner lüftete ihn, und heraus flog ein Repphuhn; die Freiheit benutzend, flatterte es in die Weite.

„Ein Federwild, ein Federwild!“ kreischte die Menge und schlug ein Kreuz. „Pfui, pfui!“ rief Alles, und spuckte aus. Pali lag noch immer bewusstlos. Endlich kehrte seine Besinnung zurück.

„Nehmt den Sack weg, um Gotteswillen!“ schrie er; „erbarmt euch meiner, nehmt den Sack weg!“

„Was ist denn noch in demselben?“ rief die Menge.

„Ach, Bohnen, ekle Bohnen!“ stöhnte der Zigeuner.

„Pfui, pfui!“ erscholl es wieder, und Alles wich zurück.

Michalati und seine Freunde lachten laut.

„Was wolltest denn du mit den Bohnen und dem Repphuhn?“ fragten sie den armen Pali, den unterdessen der Ekel zu etwas veranlaßte, was man nicht näher bezeichnen kann.

„Ich wollte sie in Michalati's Hütte legen,“

stöhnte dieser, indem seiner Kehle unarticulirte Laute und das am Tage zuvor Genossene entströmten.

Lautes Lachen nahm Pali alles Bewußtsein. Ein Zigeuner erbarmte sich endlich seiner und schleppte ihn mühselig in seine Hütte. Der Sack blieb unberührt liegen. So war Pali das Opfer seines, wie er glaubte, mit so vielem Scharfsinn entworfenen Planes geworden. Er wollte sich seiner Natur entäußern, ein Heldenstück vollbringen, und die Natur rächte sich an ihm. Er wollte Michalati einen Streich spielen und war ihm selbst erlegen. Die Zigeuner empfinden nämlich starken Widerwillen vor Federvild und Bohnen, wie auch vor Fröschen, Schildkröten und vor manchen Fischen, wie den Sparen, Parschen und Kompreten, was sie mit den Aegyptern gemein haben, welche Sikopolis und Tagariopolis nicht genossen. Vornehmlich fliehen sie aber die Bohnen, während eine große Zwiebel in jeder Wohnung hängt. Pali wollte die Bohnen und das Kapphuhn in Michalati's Hütte schaffen und ihm Ekel erregen, vergaß jedoch darüber seine eigene Natur. Später als sich die Wirkung auf ihn selbst zu äußern anfing, wollte er sein Vorhaben nicht aufgeben und war so selbst das Opfer seines Planes geworden.

Während er nun in seiner Hütte jammernd und

stöhnend lag, die Schwäche seines Körpers anklagte, daß sie nicht mit der Stärke des Geistes gleichen Schritt halte, hatten sich die Bewohner des Zigeunerdorfes in die unfern gelegene Ziegelbrennerei an ihr Tagewerk begeben. Da waren sie an andauernd schönen Wochentagen stets zu finden, denn Goldwaschen können sie nur nach dem Regen.

Bald sah man diese hier sehr fleißigen Menschen mit den glänzenden, verschwommenen schwarzen Augen, den krausen dunkeln Haaren, dem olivenfarbigen ovalen Gesichte, den rothen Lippen und wunderbar reinen, weißen Zähnen, den geschwellenen Wangen, dem spitzen Rinne und der schmalen Stirne; bald sah man diese mittelgroßen Gestalten in den Lehmgruben den Thon lösen, bald ihn in Schiebkarren laden und über die schwankenden Breter aus der Grube hinaufführen. Andere mengten den feuchten Thon mit Sand, Andere füllten ihn in die Holzformen und wieder Andere legten die Ziegel zum Trocknen. Weiterhin schürten die halbnackten, schweißtriefenden, glänzenden Gestalten die Hochfeuer in den Ziegelöfen, aus denen die Hitze strömend emporstieg und die ohnehin glühende Luft wirbeln, flimmern und strahlen machte. Die Letzten endlich befreiten die bereits durchglühten Ziegel von ihrer Hülle. Alles das geschah

mit sichtbarem Eifer und liefert den Beweis, daß es doch möglich ist, die Zigeuner an Fleiß und stetiges Leben zu gewöhnen. Am Abende kehrten sie in das während des Tages stille Dorf zurück, und ein reges Leben begann. Die zahlreiche Jugend trieb sich spielend umher; die meisten Bewohner saßen vor den Häusern, die Weiber spannen, die Männer ruhten theils auf der Erde, theils schnitzten sie Löffel und andere Geräthschaften aus Holz.

Unter den Weibern befanden sich einige greise Mütterchen von besonders eigenthümlichem Aussehen. Ihre Gesichter waren bleich und ausgedörrt; die pechschwarzen, noch immer funkelnden Augen stachen gegen die weißen zerzausten Haare wildfremd ab. Alles rauchte, Männer, Weiber, selbst die Kinder, die meist auf den großen, noch von der Hitze des Tages lauwarmen Steinen lagen, welche sich zwischen den Hütten befinden. Nun kamen auch die Kühe und Schweine nach Hause, und Alles wirbelte untereinander.

Da die Dämmerung bereits längere Schatten über das Thal warf, so loderten vor den einzelnen Hütten auf den Feuerstellen die zum Kochen des Abendessens bestimmten Feuer auf, welche ihre Beleuchtung grell auf die bunten Gruppen warfen, die sich um sie

niedergelassen hatten. Vom Städtchen herüber klang schwach der Ton der Abendglocke.

Die Zigeuner aßen ihre einfache Kost, und allmählig wurde es stiller. Die Lichter am blauen Himmel erschienen, die Herdfeuer erloschen. Die Menschen, müde vom Tagwerk, krochen in ihre Hütten und das Vieh ruhte zusammengekrümmt.

Die Nacht hatte bereits die ganze Gegend mit Dunkel bedeckt, das nur der Mondschein stellenweise, wo nicht die Riesenberge ihre Schattenhand hingestreckt hatten, durchbrach. Die Sterne funkelten am tiefblauen südlichen Himmel, und ein leichter Wind zog durch die Gipfel der nahen Bergwälder, auf welche der Mondschein sich ergossen hatte; der Goldbach schoß an den Hütten vorbei, als die Stille der Nacht Klänge der Musik unterbrachen. Das Zigeunerquartett hatte sich an dem Ufer des Baches niedergelassen, unfern von Pali's Hütte, für welchen heute ein Anderer die zweite Violine übernahm. Es spielte die klagendsten Liebeslieder und dies mit so jammernden lang gehaltenen Tönen, wie nur Zigeuner klagen können. Pali, dem franken Pali dies anzuthun, war gewiß hart, und trotz seines Unwohlseins wäre er gegen die Bursche aufgetreten, offen und frei, wenn — wenn er eben

nicht noch seine tiefgedachten Pläne in Bereitschaft gehabt hätte. Doch so lachte er heimlich, wenn auch etwas bitter, was bei seinem tiefen Schmerze begreiflich ist, und sprach nur: „Klage spottend, lachender Michalati, bald wirst du im Ernste klagen und weinen!“ Doch jetzt fing Michalati an zu singen. Die Melodie war Pali wohl bekannt, aber die Worte waren nicht dieselben, welche man gewöhnlich dieser Weise anpaßte. Michalati sang:

„Liege krank und lieg' verlassen,
Ganz allein.
Aus dem Antlitz, aus dem blaffen,
Spricht die Pein.

Daß ich dich so innig liebe,
Dich allein,
Hat entfesselt meine Triebe,
Leid macht Pein.

Schlich in einen schönen Garten
Ganz allein,
Wo nicht Rosen meiner harrten,
Ach o Pein!

Bohnen nur wollt' dort ich pflücken,
 Nur allein,
 Um des Feindes Haus zu schmücken,
 Ach o Pein!

Und nicht Nachtigallen schlugen
 Dort allein,
 Meine Händ' ein Nepphuhn trugen,
 Ach o Pein!

Wollt', daß es dem Feinde sänge,
 Ihm allein;
 Doch wie ändern sich die Dinge,
 Ach o Pein!

Anstatt mich am Feind zu rächen,
 Ihm allein —
 Mußt' ich Armer mich
 Ach o Pein!"

Freunde des Volksliedes werden die mangelhafte Form der Uebersetzung verzeihen, und den Mangel an Feinheit des Originals der Naturkraft der Eigenerpöessie anrechnen. Naturkraft ist ja eine Eigenschaft, die heute hochgeschätzt wird, und die Pointe

darf vor mancher unserer Heine-Nachahmer nicht er-
röthen. Ich übergebe also dieses Lied getrost der
Oeffentlichkeit und hoffe, daß Herr Dr. L. B. Wolff
es in seine Sammlung von Volksliedern, in die Ru-
brik: „Gelegenheitspoesie der Zigeuner“, aufnehmen
wird. Verfasser derselben ist, soviel ich weiß, Micha-
lati. Sein Familienname ist mir unbekannt.

Pali weinte und tobte. Vor seiner Hütte saß noch
der alte Zigeuner rauchend und lächelnd. Schweigend
ging er später in dieselbe hinein. Auch das Quartett
begab sich zur Ruhe. Nach Mitternacht fing es an
zu regnen, und erst am frühen Morgen wurde der
Himmel wieder heiter. Die Bewohner des Zigeuner-
dorfes brachen daher zeitig auf, die nöthigen Mulden
auf dem Kopfe tragend, und gingen dem Bach ent-
lang, um oberhalb des Dorfes Gold zu waschen.
Der alte Zigeuner kam ihnen entgegen, bereits im
Rückgange begriffen und ohne Mulde. Er ging dem
Dorfe zu. Keiner sprach ihn an, außer Michalati,
der neben der frischen braunen Marina einherschritt
und die Frage wagte: „Habt Ihr schon Gold ge-
sammelt, Vater?“ Ein leichtes Neigen des Kopfes
war die bejahende Antwort, und ohne ein Wort zu
reden, ging der alte graue ernste Mann weiter.

„Ach!“ sprach Michalati zu Marina, „wenn dir

doch dein Vater seine Art Gold zu waschen als Hochzeitsgeschenk mitgäbe! Das würde uns glücklich machen. Hast du keine Ahnung von der Weise wie er das Gold gewinnt? Und diesmal brauchte ich es gar so nöthig. Du weißt ja, daß ich in dem letzten Jahre so wenig Glück hatte beim Goldwaschen, und morgen sollen wir die zwei Ducaten Steuer zahlen, und mir fehlt noch ein halber — anstatt daß ich einen Uberschuß hätte gewinnen sollen. Weißt du gar nicht um das Geheimniß deines Vaters?“

„Nein,“ sagte Marina, „ist dir's doch bekannt, daß ich es nicht wagen darf, ihn zu fragen. Ach!“ fuhr sie bekümmert und leise fort, „rede nicht von dieser Sache, ich glaube zwar nicht, daß mein Vater Alles im Stande ist, was die Leute sagen, aber —“

„Laß doch die Leute schwätzen, die sich durch ihre eigene Dummheit jedem Klugen als Beute überliefern, und denke nicht an ihre Albernheit!“

„Ich glaube auch nicht an Das, was sie sagen; aber ein unheimliches Gefühl bemächtigt sich meiner, wenn ich den Vater zurückkehren sehe.“

„Von der Zusammenkunft mit dem Teufel?“ sprach lächelnd Michalati.

Während das Paar fortschreitend so redete, schlich sich Pali hinter ihm her mit der Mulde auf dem

Kopfe und lächelte triumphirend vor sich hin. Bei der Frage seines Nebenbuhlers an Marina hatte er forschend aufgehört, und geglaubt, daß er vielleicht etwas von dem Geheimniß erfahren könne. Marina wußte selbst nichts. Pali tröstete sich jedoch bald durch die Freude, die er sich von seinem heutigen Vorhaben versprach, und wiegte sich in dem Triumph, den er zu erringen hoffte. Früher aufgestanden als Michalati, war er mit seiner Mulde zu dessen Hütte geschlichen und nach kurzer Zeit mit der seines Feindes zurückgekehrt. Eben lächelte er wieder und schielte nach der Mulde Michalati's, als sich dieser plötzlich umwandte und Pali ansah. Pali wollte schnell seine Miene verändern, aber das schadenfrohe Lächeln hatte zu lange seine Mundwinkel emporgezogen, als daß sie sich schnell genug wieder zu glätten im Stande gewesen wären. Der scharfe Blick des Vorangehenden sah noch das letzte Zucken im Gesichte des Lächelnden, und dies war genügend, um ihn zu warnen, ihn behutsam zu machen. Er dachte einen Augenblick nach und überlegte: „Was kann er dir für einen Poffen spielen wollen? Offenbar nur einen, der dir am unangenehmsten sein könnte. Und was könnte mir heute am unangenehmsten sein? Wenn meine Mühe wieder vergeblich wäre und ich ohne Beute zurück-

lehren müßte! Offenbar, das ist es! Er will mir einen Streich spielen! Er will vereiteln, daß ich heute Gold gewinne. Und wie kann er das? Mein Gott, wenn er vorangeeilt wäre, und den gesammelten Sand von meinem Brete weggenommen hätte? Ich wäre ein unglücklicher Mensch! Doch der Wächter ist ja bei den Bretern; der hätte es nicht geduldet! Auch ist Pali mit uns zugleich ausgegangen. Nein, das kann es nicht sein, das kann es nicht sein! Doch ist es nicht die einzige Art, durch welche er mich hindern kann, Beute zu machen? O gewiß ist er mit dem Wächter einverstanden gewesen! Gewiß hat er es gethan!“

„Welche Gedanken beschäftigen dich denn so eifrig, daß du verstummst, Michalati, und gar nicht redest?“ fragte Marina.

„Ich werde dir später Alles mittheilen,“ sprach er, „habe Geduld. Setzt laß uns eilen!“ setzte er leise hinzu; „mich däucht, Pali hat mir einen bösen Streich gespielt.“

„Aengstige dich nicht!“ sprach das Mädchen, „er ist ja zu dumm. Was kann er denn machen, das dir Schaden könnte?“

„Du wirst es gleich mit Leid sehen!“ schloß der junge Mann.

Sie waren eben an ihrem Waschorte angelangt. Pali war in kleiner Entfernung weiter unten an dem seinen geblieben. Michalati stürzte, nachdem er die Mulde niedergesezt und seine Beinbekleidung aufgestreifelt hatte, in den Bach zu seinem Brette. Die Zigeuner bedienen sich nämlich einfacher Mittel zum Goldsammeln. Es wird beim Beginn des Regens ein langes Bret, das mit eingeschnittenen Rinnen versehen ist, so der Länge nach dem Laufe des Baches entgegengestellt, daß es mit der Oberfläche des Wassers einen stumpfen Winkel bildet. Das gehobene Ende des Bretes stützt ein zweifüßiger Holzschemel. Ueber dieses Bret strömt nun das Wasser hinweg und hinterläßt in den schmalen Rinnen den Sand und feinern Kies, den es nach dem Regen beträchtlich mit sich führt. Die erste Sammlung ist die ergiebigste, weil die Flut des Wassers selbst den durch lange Zeit gesammelten Sand wäscht. Dieses Bret hob nun Michalati mit Angst ab, — aber seine Furcht war grundlos, ja, er hatte sogar eine reiche Lese gemacht, denn er sah jetzt schon hier und da den Goldstaub funkeln. Also Das war es nicht, was Pali vorgehabt hatte! Michalati dachte bereits, daß sein Argwohn unbegründet gewesen wäre, als er seine Mulde nahm und ans Goldwaschen gehen wollte.

„Was war es denn,“ hielt ihn Marina auf, „was dir so große Angst bereitet hatte?“

„Pali lachte so höhnisch, daß ich dachte, er habe mir den Inhalt des Bretes entwendet oder ausgeleert, indem er den Wächter vielleicht bestach oder hinterging. Da wäre mein Unglück entschieden gewesen. Nun, diese Gefahr ist vorüber; aber etwas hatte er doch vor, und ich muß behutsam sein!“

„Sieh!“ sagte Marina, „er schielt fortwährend auf uns und geht nicht an seine Arbeit.“

„Laß ihn,“ sprach Michalati, „durch seinen Blick wird er uns nicht schaden. Sehen wir selbst hier aufmerksam umher. Die Gefahr muß uns näher liegen.“

Während er dieses sprach, hatte er die Mulde betrachtet. Ein leises Ah! entschlüpfte seinem Munde, und er hauchte Marina zu: „Sei ruhig und sprich nichts; ich habe es bereits.“ Obwol sich die Mulden alle gleichen, so bemerkte er doch, daß die, welche er in der Hand hielt, als er sie vorsichtig betrachtete, eine fremde war. Dies ließ ihn sie besser untersuchen, und er sah am Boden kleine Thonflecken. Ein Druck mit dem Finger stieß solch ein Thonstückchen durch und er sah ein kleines Loch in der Mulde. Lächelnd erkannte er nun Pali's Plan. In diese Mulden wird

nämlich der Sand von dem Brete gethan. An dem untern Ende derselben befindet sich eine Oeffnung. Auf diesen Sand wird fortwährend so lange Wasser gegossen, bis alle Steinchen und Sandkörner mit dem Wasser abfließen, und nur der feinste Sand und die wenigen Goldbestandtheile, die sich allenfalls in demselben befinden, zurückbleiben. Dieses Gold wird endlich auf eine kleine Lehmkugel aufgepickt. Pali's Plan war also, daß der Sand und das Wasser die mit Lehm verpichteten Löcher öffnen, und die sinkenden Goldbestandtheile ins Wasser fallen sollten.

Während Michalati die Mulde betrachtete, war auch Pali ans Werk geschritten. Schnell, in einem Augenblicke, als der unterhalb beschäftigte Pali eben sein Bret wegheben wollte, legte Michalati seine Mulde weg, und nahm die Marina's, die heute mitgegangen war, um ihm bei der Arbeit zu helfen. Pali hingegen hatte bemerkt, daß die Stütze seines Bretes in Gefahr war zu brechen. Was sollte er thun? Gehen, um eine neue zu machen? Dies war nothwendig, sollte er heute seine Arbeit vornehmen, und doch wäre er so gerne dagewesen, wenn Michalati in klägliches Gestöhn und Jammern ausgebrochen wäre. Doch bis zu der Entdeckung des Nebenbuhlers, welcher Unglück ihn getroffen, hoffte er zurück zu sein.

Er brach deshalb rasch auf, und schritt über den Bach in das Gehölz, das am jenseitigen Ufer sich hinzog. Doch er ging tiefer in dasselbe, als es ihm förderlich war. Schnell schlich Michalati hinter dem Gebüsch zu Pali's Standort, und in einigen Augenblicken lag die beschädigte Mulde an dem Platze des Weggegangenen, und des Erstern Eigenthum war wieder ganz und unbeschädigt in seinen Händen. Er schlich zurück, der Sand wurde von dem Brete in seine und Marina's Mulden vertheilt, und Beide, im Wasser stehend, gossen mit der Hand das Wasser auf die Mulde. Nach kurzer Zeit kam auch Pali und ging ans Werk. Er brachte die neue Stütze in Ordnung, hob das Bret ab, und füllte mit dessen Inhalt schnell seine Mulde. Tückisch sah er nach dem Verhaftten. Er war eben im Abschwemmen begriffen, als ein Schrei Michalati's ihn jubelnd aufspringen, und zu seinem Nebenbuhler hineinilen machte.

„Was ist dir geschehen, armer Michalati?“ rief er frohlockend.

„Freue dich mit mir!“ sprach dieser, und zeigte ein ziemlich beträchtliches Goldkorn, das er gefunden hatte.

„So!“ stotterte Pali, und schlich ärgerlich fort „Die eigentliche Ernte entgeht ihm doch!“ murmelte

er vor sich hin. Er ging wieder ans Werk. Er schwenkte und begoß seinen Sand sehr eifrig. Das Paar hatte eine reiche Lese gemacht, und zwei Thonstückchen glänzten bereits bedeckt mit dünnen Plättchen und mit Goldsand. Da ertönte ein Schmerzensschrei und Jammern aus Pali's Munde. Das Paar lief hin, und Michalati fragte:

„Was ist dir geschehen, armer Pali?“

Dieser gab jedoch keine Antwort, sondern starrte seine durchlöchernte Mulde an. Das Gold war durch die Löcher in das Wasser gefallen. Schnell warf er die Mulde weg, und lief fort in den Wald. „Nichts gelingt mir!“ murrte er, „doch daran ist sicherlich der Alte schuld, dem der Teufel hilft, meine Pläne zu vereiteln. Was nützt die menschliche Klugheit? Nicht ohne Grund kam er uns heute entgegen.“

Pali irrte im Walde umher. Er dachte, Zauberei hätte die Mulden wieder verwechselt. Das Paar arbeitete noch einige Stunden, und gewann eine beträchtliche Menge Goldes. Dem Pali aber war heute Alles mißlungen, und als er Abends nach seiner Hütte ging, folgte ihm Spott und Hohn nach.

„Will in der Hand man gelbes Gold begrüßen,
Muß man die Finger gar bedächtig schließen!“

rief ihm die dörfliche Zigeunerjugend als Nachtgruß nach.

Der Tag, an welchem Pali's Scharffsinn zum zweiten male zu Schanden wurde, war der letzte der Woche. Die Nacht war an dem Unglückseligen langsam dahingeschlichen, ohne ihm Ruhe zu bringen. Der Sonntagmorgen kam heran, der Morgen des Tages, dessen größere Hälfte er mit seinem Nebenbuhler in enger Berührung, fortwährend an dessen Seite gebannt, durchleben mußte. Sollte er denselben noch ein mal angreifen? Ja. Er war dazu entschlossen. Die Nacht hatte seinen Plan gereift, und die Widersprüche seines Edelmuthes, die ihn seinem Feinde verzeihen hießen, wurden leicht beseitigt durch das Gedächtniß an die Schmach, die ihm das zufällige Mislingen seines frühern Vorhabens gebracht hatte. Zuerst hatte er Michalati an seinem Leibe, seiner Gesundheit durch die Bohnen und an seinem äußern Glücke durch Vereitelung der Goldlese angreifen wollen. Da dies mißlungen war, wollte er jetzt seine Seele, seine Ehre, seine Ruhmbegierde angreifen. Am Nachmittage nämlich mußte er als Theilnehmer des Quartetts in das Städtchen gehen, um im Wirthshause zum Tanze aufzuspielen. Das Quartett bestand, wie gewöhnlich die einfachern Zigeunermusiken in Ungarn, aus der ersten und zweiten Violine, der Bassgeige und dem Hackbrette oder Cymbel. Es ist bemerkenswerth, daß

die Magyaren nicht selbst die Musik ausüben. Nimmt man an, daß der Rhythmus und die Weise der nationalen Musik wirklich aus dem Volke hervorgegangen, wie man es mit Recht kann, da die rasche Abwechslung des Melancholischen und des wild Tobenden so sehr dem Charakter der Magyaren entspricht, so kann man behaupten, daß die Zigeuner immer die Träger und Ausüher nationaler Musik gewesen sind. Dadurch könnte man weiter leicht zu der Hypothese gebracht werden, daß die Zigeuner zugleich mit den Ungarn eingewandert, vielleicht eine niedere Kaste derselben, bereits damals, auf jenen kriegerischen Zügen Attila's mit den hinreißenden Klängen die säbelschwingende Armee der Magyaren zum Kampfe geleitet haben. Wollte man aber diese nur leicht hingeworfene Aeußerung nicht gelten lassen, so kann man diese Erscheinung vielleicht dadurch erklären, daß die ungarischen Nationalgesänge, da die Magyaren selbst keine Instrumentalmusik besaßen, durch die derselben kundigen Zigeuner, welche wahrscheinlich im Besitze der einfachsten Instrumente waren, aufgefaßt und nachgespielt wurden. Auf diese Art blieb die alleinige Ausübung dieser Kenntniß bei dem Zigeunerstamme, da der Magyar, Alles zu thun gewohnt, was seine Aeltern thaten, nicht Lust hat,

Neuerungen vorzunehmen; vorzüglich nicht da, wo er so viel Ursache hatte, mit dem Bestehenden zufrieden zu sein, wie bei der Zigeunermusik. Und in der That, kein Volksstamm der Welt hat so viel ausgesprochenes Talent zur Instrumentalmusik, die Böhmen nicht ausgenommen, als die Zigeuner. Man wird zwar nicht die gründliche Harmonie der neuern und ältern deutschen Partituren bei den Tonstücken der braunen Söhne Ungarns finden; trotzdem hört man aber sehr selten Mistöne, auch nicht solche, die die neuere Harmonielehre bei neuen Figuren erlaubt. Ihre Harmonie ist sehr einfach, dafür aber die Melodie voll tief erschütternder Motive. Die Zigeuner kennen keine Noten, spielen aber die schwierigsten Duverturen, Note für Note, dem Gehörten nach. Sie schreiben ihre herrlichen Compositionen nicht nieder. Fortwährend entstehen neue, und Niemand kennt ihre Schöpfer; aber bald erklingen sie im ganzen Lande, als Gemeingut eines Jeden, der die Fiedel streichen kann oder eine Kehle hat, sie bald schön, bald rauh und falsch wiederzusingen. Es dünkt uns beinahe, als tönte der erste Ton von der ersten Charda (dem Wirthshaus) bis zur zweiten und so weiter sich verbreitend durchs ganze Land. Ein besserer Leiter für diese Melodien, ein dankbarer Ber-

breiter als der Ungar wird auch nicht so bald gefunden; denn mit der Lerche fängt er an zu singen, und mit dem letzten Nachpipen des Vogels, der seinen Kopf unter den Flügel geborgen einschläft und erschreckt in die Höhe fährt, hört er auf. Volkslied und Tanzweise sind nämlich hier, wie auch einst in der deutschen Poesie, einheitlich. Sonderbarerweise singen die Zigeuner selbst gar nicht. Dafür singt aber ihre Violine. Ist das ein Klagen, ein Ausdruck, eine Kraft des Tones! Der langgezogene Strich biegt den Bogen zum Zerbrechen, und der Ton schwillt in der Brust der Violine, daß sie erzittert. Die Mähre von Orpheus kann da wahr werden. Es gibt Menschen, über die Shakspeare seinen Fluch donnert, weil sie keine Musik haben in sich selbst. Diese steinernen Herzen aber bewegt gewiß Zigeunermusik, wenn es keine andere im Stande ist. Nur einen Menschen hat es gegeben, der, ob schon er kein Zigeuner war, ihre Art und Weise des Striches nachdichtete, Lenau! Aber nicht bei uns im Theater, nicht im Concert muß man die Zigeuner hören, nur in Ungarn, in stiller Nacht, am mond hellen Waldsaum, oder in der stauberfüllten, glut erhitzten Wirthshausstube; dort klagend, hier stürmend und jubelnd. Ja, die Nacht durchzittern hören muß

man die scharfen weithinziehenden Töne der Violine, welchen, wenn sie verklungen, das Beben der Drahtsaiten des Cymbels als schwaches Echo nachhallt; oder am Tanzboden muß man die hüpfenden Bogenstriche der Freude, die frohe Menge in rasende Lust jagen sehen, die der auffpringende Cymbelklang wirbeln macht.

Und so ein Geiger war der schöne braune Michalati. Die ganze tanzlustige Gesellschaft des Städtchens bewunderte ihn. Und heute war sie vollzähliger denn je versammelt, da der Kirchtag alle Hände feiern ließ. Paarweise gingen junge Bursche und Mädchen in dem Tanzzimmer einher, und wiegten sich bereits in dem Vorgefühle der Glückseligkeit, in die sie Tanz und Saumel versetzen sollte. Die ältern Leute saßen an den Wandtischen und die Kinder standen theils lugend an der geöffneten Thüre, theils hoben sie sich auf die Fußspitzen und schauten mit gespannten Hälsen durch die Fenster herein. Das Quartett hatte in der Zimmerecke hinter einem Tische Platz genommen. Die Instrumente waren gestimmt und lagen auf dem Tische. Michalati war heiter und nahm von den Burschen das Geld in Empfang, mit welchem sie sich Tanzstücke erkaufte. Nicht so Pali. Es ist fürwahr kein angenehmes Loos, wohlklingende

Accorde ertönen zu machen, wenn man selbst so verstimmt ist, und überdies noch in Gesellschaft seines Todfeindes die Töne harmonisch ineinanderklingen lassen muß! Doch dies war es nicht allein, was ihn nicht froh werden ließ. Er fieberte vor Ungeduld; es galt ja den letzten Wurf der Rache. Die Musik wurde stürmisch begehrt. Da in dem letzten Momente — Michalati sprach noch mit einem Burschen einige Worte — überstrich Pali das Colophonium mit einer Substanz. Der erste Geiger ergriff seinen Bogen, strich ihn an dem Harze auf und ab, klopfte mit demselben und setzte die Geige unters Kinn. Eine tiefe Stille entstand; Michalati setzte seinen Bogen ein, und ein schneidender Miston zerriß die Ohren aller Anwesenden. Ein furchtbares Gezische und Gelächter folgte darauf und Alles drängte sich um den Tisch, hinter welchem Michalati erblaßt dastand. Pali aber lachte verschminkt triumphirend in sich hinein. Doch nur einen Moment lang war Michalati betäubt. Schnell sah er seine Violine, seinen Bogen an. Die Haare waren fettig, und ein Blick auf Pali lehrte ihn den Thäter kennen.

„Gib mir deine Violine, damit ich weiter spielen kann!“ sprach rasch Michalati zu Pali.

Dieser starrte ihn schweigend an. Er hatte nicht

daran gedacht, daß der erste Geiger seine Violine von ihm fodern könnte, sondern berechnet, daß er, von dem Schlage betäubt, sich vernichtet mit dem zerstörten Rufe eines guten Violinspielers zurückziehen würde. Dann wäre natürlich Pali der gepriesene Nachfolger geworden. Doch die Foderung änderte die Lage. Bisher hatte er Michalati bloß durch seine List und Schlaueit, durch seinen Verstand angegriffen. Was sollte er nun thun? Alles stand auf dem Spiele. Er durfte nicht nachgeben, aber er mußte seine Art zu pariren aufgeben, offen hervortreten und kämpfen. Seine Angst und der drängende Nebenbuhler ließen ihm auch keinen andern Weg. Er faßte daher Muth und schrie: „Ich soll dir meine Geige geben? Warum hast du so schlecht gespielt, daß du bald das Trommelfell der Herren zerrissen hättest? Ich dir meine Geige geben? Ich will selbst spielen, ziehe du dich zurück und tritt beschämt ab; ich werde schon die Lücke ausfüllen!“

„Was, du Pali?“ schrie die Menge, gib augenblicklich Michalati deine Violine!“

„Laßt ihn gewähren, ich bitte euch!“ sprach Michalati lächelnd, und bat die Menge, die nichts von dem Tausche hören wollte, so lange, bis diese endlich darenwilligte.

Aber Niemand stellte sich zum Tanze an. Alles stand erwartend um den Musiktisch. Michalati trat einige Schritte zurück. Pali nahm die Geige, trat vor und fing an zu spielen. Anfangs ging es so ziemlich, wenn auch nicht gut. Er kam in Eifer; aber da er es zu gut machen wollte, griff er falsch und gerieth endlich in ein solches Labyrinth von Tönen, daß er keinen Ausweg mehr finden konnte. Verjagt vom Geheule und Gelächter der Masse stürzte Pali fort. Krampfhast hielt er seine Violine und wollte sie mit sich nehmen. Aber man entriß sie ihm mit Gewalt und gab sie Michalati im Triumph in die Hand. Dieser entzückte mit ihr die ganze Nacht hindurch die Gesellschaft.

Diese Begebenheit hatte Pali's ganzes Wesen geändert. Durch den letzten Vorfall, durch das offene, wenn auch misglückte Auftreten war in dem Zigeuner ein Bewußtsein seiner Kraft triumphirend eingezogen. Er hatte seine Stärke gemessen, er hatte offen gehandelt, und auf dieser Bahn glaubte er nun weiter zu müssen. Doch wollte er nicht mehr Michalati's Pfad kreuzen. Er sprach: Mit dieser Puppe soll ich mich auch ferner messen? Mit dieser Thongestalt ohne Leben? Was ist er denn? Nichts. Schon damals, als mein tiefgedachter Plan mit der Ruhe

scheiterte, kam ich der Sache auf die Spur. Jetzt habe ich aber volle Gewißheit. Der alte Zigeuner ist die Seele des Ganzen. Er, des Bösen Verbündeter, hat die Hand im Spiele und hilft dem schwachen Wize seines künftigen Schwiegersohnes. Was soll ich ferner mit diesem? Ich muß meine Kraft völlig entfalten; ich muß sie gegen Den wenden, der hier eigentlich waltet. Gegen den alten Zigeuner will ich auftreten; ich will seinem gottlosen Treiben auf die Spur kommen, ihn vernichten. Vernichten? Ja; — doch ohne eine Frucht meines Sieges zu erreichen? Nein, ich will ihn vernichten, und mich — — doch stille, nicht einmal mit der Luft soll sich mein Geheimniß, ausgesprochen, vermengen. Uns Werk!“

Pali bekam bald Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen. Den ganzen Montag hindurch hatte es geregnet. Beim Beginne der Nacht war es heiter geworden. Die Wolken theilten sich, der Mond leuchtete und sein Schein fiel auf das durchnäßte Gefilde. Pali schlich um des Alten Hütte herum. Ein matter Lichtstreif war durch eine Ritze sichtbar. Dann konnte man Worte vernehmen. Pali horchte aufmerksam und sein Antlitz frohlockte, obwol ihn Angst besiel. Seine Züge, besonders sein Auge war unbeweglicher als sonst, offenbarten eine innere Zerrüttung.

Der Alte murmelte: „Laß mich heute glücklich sein, laß mich das lebensgefährliche Vorhaben, wie so oft schon, glücklich ausführen! Gib meinem Unternehmen den Segen! Wage ich doch mein Leben, um des Glückes meiner Tochter wegen!“

„Er schließt bereits den Ruf an den Teufel. Nun vorsichtig!“ hauchte Pali.

Das matte Licht erlosch; Pali legte sich auf den Boden. Der alte Mann, eine Laterne in der Hand, trat aus der Hütte und blickte vorsichtig überall umher; dann schritt er weiter. Doch blieb seine dunkle Gestalt wahrnehmbar, da das Mondlicht auf dieselbe fiel.

Pali folgte ihm in einiger Entfernung, bloßen Fußes, im Schatten des Waldes. Sie gingen dem Laufe des Baches entgegen. Nach und nach hob sich das Land, das Bachbett sank immer tiefer herab. Zwei Berglehnen stiegen empor und ihr Fuß wurde pfadlos. Beide Männer wanden sich lautlos durch Felsgerölle, Dickicht und Baumstände. Dumpfes Dröhnen wurde jetzt hörbar. Das Dickicht war so dunkel geworden, daß Pali des alten Mannes Spur verloren hatte. Er ging eilend weiter, das Gezische und der Schall wurden mächtiger. — „Ah, der Wasserfall!“ sprach Pali. Jetzt vermochte er nicht weiter

zu gehen. „Sollte hier der Ort sein?“ meinte er. Da die Felsplatten, verworrenes Gesträuche und Baumwerk weiter vorzugehen durchaus nicht gestatteten, so beschloß Pali, an der Berglehne zum Bache herabzuschreiten. An jungen Bäumen und Wurzeln sich anhaltend, glitt er hinab.

Der alte Mann war unterdessen, sich am Boden fortschiebend, weiter gekrochen. Er erfaßte mit der einen Hand einen mächtigen Baum, schlang mit der andern einen Strick um denselben und knüpfte das andere Ende um die Mitte seines Leibes. So war er an dem Baume befestigt. Jetzt zündete er eine kleine Wachskerze an und steckte sie in eine Laterne, die das Luftloch unten, anstatt, wie gewöhnlich, oben hatte. Die Kerze steckte in einem in dem Mittelraum angebrachten Halter. Schwache Zweige trennten nur noch den alten Mann von dem freien Raum. Er sank jetzt auf die Knie und betete still. Pali war indessen am Fuße der Berglehne angelangt. Er theilte die Aeste und stand auf großen Felsplatten, durch welche sich der Bach Bahn brach. Da lag der Wasserfall vor ihm und zischte und tobte. Die bisher auseinanderlaufenden Felsen stießen hier zusammen und über sie stürzte der Bach, sich drei mal brechend, herunter. Seine Gewässer füllten unten das Becken,

das die rund sich aneinanderschließenden glatten Felsenmassen bildeten; dunkel und unergründlich tief lag das leise auf- und niederwogende Wasser in dem Becken, das es füllte; nur langsam floß es über die hohen hemmenden Felsmassen ab. Die Gipfel der hintern Wand, über welche der Wasserfall stürzte, wie auch die beiden Höhen rechts und links vom Bachbette waren mit Bäumen besetzt. Die Felswand selbst an beiden Seiten des Sturzes bedeckte, pyramidal die Fläche herablaufend, feuchtes, sammetartiges Moos und üppiger Epheu. Das bebende Wasserbecken und die starren Felswände ruhten in tiefem Dunkel. Nur die Gipfel der Bäume auf den Felsen beschien das Mondlicht, und auf der obern Hälfte des Wasserfalles erzitterten schwache Lichtfunken. Eben als Pali diese Erscheinung anstarrte, theilten sich die Zweige oben an der rechten Seite des beginnenden Wassersturzes. Der alte Mann stand am Rande des Abgrundes. Der Strick fiel herab, sodaß er lose niederhing, während er, am Baume straff angezogen, in eine Spalte des Felsens lief. Der alte Zigeuner legte sich auf den Boden, faßte den Strick, der an seinem Leibe und dem Baume befestigt war, unterhalb der Felspalte, nahm den Laternenreif in den Mund, und das Seil mit beiden Händen fassend, stürzte er

sich hinab und verschwand unter dem zweiten Sturze des Wasserfalles. Pali schrie auf — im nächsten Augenblicke sah er nichts mehr als einen Lichtfunken hinter dem Strahle des Wassers. Dort also war das Gold, dorthin führte der Teufel den alten Zigeuner. „Auch ich will hin, auch ich will hin!“ rief er, und stürzte fort.

Wo sich der Wasserfall am Felsen zum zweiten male bricht, höhlt sich dieser aus. In diese Höhlung, über welche der Strahl schießt und welche einem Manne sichern Raum gewährt, sinkt nun, wenn der Bach nicht allzusehr angeschwellt reißt, Goldsand. Wie der Zigeuner diese Höhlung entdeckte, ob durch Ueberlieferung, ob durch eigenen Scharfsinn, ward nicht bekannt. Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, denn dafür spricht die scharfsinnige Art, wie er hingelange. Doch in welcher Gefahr schwebte er! Er durfte nur nicht im Momente in den schmalen Raum, den der Wasserstrahl zwischen sich und dem Felsen ließ, gelangen und auf dem Felsen festen Fuß fassen, und er war verloren, denn der Wasserfall riß ihn sonst mit sich und zerschellte ihn an der Felswand.

Der alte Zigeuner hatte den Schrei gehört. Er streckte seinen Kopf bis zu der Fuge. Eben war Pali oben beim Wasserfalle hervorgetaucht. Das Mondlicht

umfloß ihn. „Da hinunter also muß ich!“ rief er. Der alte Zigeuner sah ihn. „Pali!“ schrie er entsetzt. Der Ruf klang zwar leise, doch noch hörbar hinauf.

„Ich komme, Teufel!“ schrie dieser und sprang herab; der Wasserfall erfaßte, der Abgrund verschlang ihn.

Der alte Zigeuner schwang sich bebend, an dem Stricke fortkletternd, empor. Er faßte Fuß und lauschte; er hörte nichts. Alles war still. Er schlich nach Hause, aber seine Kraft war gebrochen. Er ging nie wieder zum Wasserfalle. Den Leichnam Pali's aber fand man am folgenden Tage auf den Felsplatten vom Wasser ausgeworfen.

X.

Ein Feldhüter.

Im Spätherbste kehrten wir nach Kanischa zurück.

Eines Tages fuhren wir zur Kartoffelernte. An einem heitern Morgen im Spätherbste bestiegen wir, nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, den Leiterwagen. Quer über die Leiter gelegte und mit Stricken angeknüpfte Breter dienten als Sitze. Des Annehmlichen war wol in dieser Equipage nicht viel zu erwarten, sie war jedoch die einzig mögliche, um eben nur fortgebracht zu werden. Im Wagen, mit Tüchern überschlagen, lagen bereits die Victualien und der Kochkessel. Unsere Gewehre im Arme haltend setzten wir uns, je Zwei, auf eine Bank; der Postmeister und sein Bruder auf die mittlere, das Dienstmädchen zum Kutscher, Julie, meines Freundes

Schwester, saß neben mir, anstatt des lästigen Hutes nach nationeller Art, ein Tuch um den ovalen Kopf geschlungen. So fuhren wir nach dem sogenannten Garten auf dem Walle dahin. Er trennt die Theiß von den Rieden, die, von Schilf und Federwild belebt, sich weithin erstrecken, und verhindert das fernere Austreten des Stromes. Auf diese Art können die Rieden nach und nach ausgetrocknet, und eine Fläche von unglaublichem Umfange für den Feldbau gewonnen werden. Auf den höher gelegenen Stellen, wo bereits der Boden sich seit längerer Zeit consolidirt, vorzüglich da, wo er an das Festland stößt, liegt der sogenannte Garten. Mehre male mußte der Wagen halten: bald ward rechts unten im grünen Schilfe eine Ente, die eben den Kopf ins Wasser tauchte, uns jedoch bald bemerkte und flugs ins Dickicht schlüpfen wollte, die Beute unserer Gewehre; bald fiel ein über unsern Häuptern dahinziehender krächzender Reiher, getroffen, mit dumpfem Schlage links in das Weidendickicht, welches dicht seine Zweige vom Ufer herab in die wallenden Fluten taucht. Weiterhin, wo der Wall bereits an der rechten Seite das Festland durchschneidet, Alles mit Gesträuchen und jungen Baumständen bedeckt ist, ziert ihn zu beiden Seiten eine Allee von hohen Silberpappeln und Platanen.

Die Sonne vergoldete die wenigen rothen Blätter auf den Bäumen, ihr Schein fiel ungehindert und voll in Strömen auf den Boden des Walles, der fußhoch mit den welken herabgefallenen Blättern bedeckt war. Das Fahren wurde so minder beschwerlich, da sie die tiefen Löcher und Geleise erfüllten. Rechts, abschüssig über den Wall hinab, fuhr nun der Wagen; in einer Richtung des niedern, weit auseinanderstehenden Gehölzes stand ein Häuschen; von hier aus quer das Gestrippe durchschneidend war ein Gang gelichtet, dem Brombeerstauden und mannichfache Schlingpflanzen noch den Raum streitig machten. Wir stiegen ab, der Wagen fuhr weiter. Endlich waren wir in dem Garten angelangt. Die kleinen Bäume und das Gesträuche waren ausgerottet und rings um die größern, wie es eben kam, in den jungfräulichen Boden die Erdäpfel gelegt worden, deren reichliche Ernte heute aufgelesen werden sollte. Eine Fülle von Kürbissen, deren üppiges Gesträuche sich um die Baumstämme gelegt hatte, ruhte jetzt, ihrer eigenen Schwere erliegend, am Boden. Die Arbeiter waren schon thätig, bereits von weitem hatte sie uns ihr Gesang angekündigt. Wir legten auch mit Hand an. Es vergingen unter Scherzen und Singen die Stunden bis zum Mittag. Julie bereitete

das Essen, ich half ihr, indem ich Holz zutrug und das Feuer unterhielt, das am Boden brannte. Es schlug an dem Kessel empor, der an der Deichsel des Wagens hing und geschnittenes Fleisch, mit Paprika reichlich gewürzt, als Fülle barg, welches das aufwallende siedende Wasser lockend an die Oberfläche hob. Eine ächte Zigeunermirthschaft war es. Nun war das Essen fertig. Jeder schnitt ein großes Stück Weizenbrot von dem Riesenlaib ab. Wir saßen im Kreise um den Kessel herum, auf dem graßigen Boden. Jeder gabelte ein Stück Fleisch heraus und nahm Erdäpfel dazu, welche für sich allein gekocht wurden, und nun aus einer großen Schüssel in die heitere Luft hinaus dampften.

Während wir aber beim Essen saßen, theilten sich die Zweige hinter uns und hervortrat ein kleiner, doch muskulöser und kräftiger Mann. Ein kleiner, runder ungarischer Hut, mit aufgeschweifter Krempe, welche sich bis zum Deckel des Cylinders emporsteift, saß seitwärts herabgedrückt auf seinem Kopfe. Das braune Antlitz war mit einem vierzehntägigen grauen Barte bedeckt, wie ein schwarzer Boden mit dem ersten Schnee, der sich anfängt in den Furchen zu sammeln. Nur der Schnurbart ragte frei und ungeschmälert über die Backen hinaus. Ein offenes, grobes,

beinahe schwarzes Hemd ließ die braun behaarte Brust sehen, und bildete mit den weiten Pluderhosen, welche in den Stiefelröhren staken, die einzige Bekleidung des Mannes, dem über die Achsel empor der blanke Lauf des Gewehres hervorblitzte, welches ihm, durch den schief über die Brust laufenden Riemen getragen, auf dem Rücken hing.

„Gott zum Gruße!“ rief er.

„Danke. Eßt mit, wenn Euch hungert!“ wurde ihm entgegengerufen.

„Vielen Dank!“ sprach er wieder, „ich muß jetzt in meine Hütte schauen, ob das Essen schon fertig ist.“

„Halt, halt!“ sprach der Postmeister, „was hast du denn hinter deinen Hosen, was bauscht sie so auf? Du läßt, scheint mir, vom Schießen nicht; Etwas muß dein Lauf treffen!“

Der Feldhüter fuhr momentan zusammen, jedoch bald schien er wieder seine Fassung zu bekommen, und indem er ein Paar Wildenten aus den Hosen, die an der Seite geschliffen waren, hervorzog, sagte er lächelnd: „Herr, diese Dinge sind gar zu neugierig und wollen immer in den Lauf meines Gewehres fliegen; doch erlaubt, daß ich mich entferne. Gott zum Gruße!“

„Laß dich wieder blicken, Miška, hörst du?“

„Ja, Herr, ich komme bald wieder!“

„Das ist der Feldhüter,“ sagte der Postmeister, „was glauben Sie, welches Gewerbe dieser ehrliche Mann, der nun unsere Erdäpfel und Kürbisse, und die der andern Gartenbesitzer hier, bewacht, früher trieb?“

„Ist er adelig?“

„Nein.“

„Nun, da kann er also kein Stuhlrichter und kein Beamter überhaupt gewesen sein. Sein Anzug, seine Gesichtsfarbe sind kein Kriterium, die Wilderei kein Verbrechen, da Alles jagt und für alleine Beschäftigung nicht hinreichend, da eine Sache, die wegen ihrer Ueberfülle keinen Werth hat, nicht allein ernähren kann, und selbst bloß vom Wilde leben — toujours perdrix — ist etwas schwer! Ich erathe es nicht, sagen Sie selbst, was trieb er für ein Gewerbe?“

„Nun, er war ein freier Ungar!“

„Ein freier Ungar? Ist das etwas Besonderes, Charakteristisches? Das seid ihr ja Alle!“

„So? Wir danken schön; wir Räuber!“ riefen die Uebrigen.

„Räuber!“ verbesserte der Postmeister, „wer wird seinen Nebenmenschen allsogleich verdammen. Er nahm Niemand etwas mit Gewalt, er bat bloß darum; ja lachen Sie nicht,“ wendete er sich an mich, „das ist die Manipulation dieser Leute; übrigens weiß man nichts Bestimmtes, denn er ist so klug, selten von jener Zeit zu sprechen, wenigstens nicht von sich, und dann ist er der beste Hüter unserer Felder, denn es traut sich Niemand, ihm zu nahen. Uebrigens werde ich ihn auffodern, zu erzählen, wenn er wiederkommt, vielleicht sagt er etwas Neues, was wir noch nicht wissen.“

Wir hatten gespeist und einige Gläser goldklaren Wein getrunken, als der Feldhüter aus seinem kleinen Hause, in welchem er mit Weib und Kind wohnte, heraustrat und uns zuschritt. Ein ihm dargebotenes Glas Wein rollte behende durch seine Kehle. Seine schwarzen Augen sprühten freudig, als ob der Geist des Weines aus ihnen herausfunkelte, während er seine rauhe Brust mit der flachen Hand etwas rieb, um das Wohlgefühl der Wärme anzuzeigen, das die Glut des Weines erregte, und seine Nasenflügel bebten, erregt durch die Würze und den Geruch des duftigen Trankes.

„Bei Gott, Herr!“ sprach er, indem er das

Glas zurückgab, und die letzten am Barte zurückgebliebenen Tropfen nachschlürfte, „bei Gott, so einen Wein habe ich nicht getrunken, seit ich von meinen Kameraden, das heißt von den Leuten, die mich damals gefangen hielten, wie ihr wißt, fort bin.“

„Wie ging denn die Sache zu, Miska? Erzähle es uns doch; ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern,“ sprach der Postmeister.

„Nun, den Anfang könnte euch meine Frau besser erzählen als ich, hätte sie nicht jene Zeit so ganz und gar vergessen, daß man sie gar nicht zur Erinnerung bringen kann. Sie war zu jener Zeit meine Geliebte. Ich stand als erster Knecht in Arbeit, hatte zu essen genug, meinen Speck, mein Brot, mein Paprika-Fleisch, manchmal auch mein Glas Wein, 50 Gulden Lohn und Hemd, Hosen und Rock, im Winter meine Bunda (Pelzmantel), was fehlte mir also? Was sollte ich da mit dem Gelde beginnen? Aufheben? Dazu kommt Einem erst der Sinn, wenn man viel der Jahre beisammen hat. Was wollt ihr? Ich war lustig. Sonntags im Wirthshaus ließ ich mir manchen Szardas (Wirthshauстанz, überhaupt der ungarische Tanz) aufspielen, und wenn die braunen Kerle, die Zigeuner, spielen, und man sich so recht abgestampft und herumgedreht hat, wird man durstig.

Wer zählt da die Gläser? Man wird lustig, singt, umarmt die ganze Welt und jauchzt. Wenn aber so ein fecker Bursche vorübergeht, klingt es euch in den Ohren, als hätte er gesagt: «Du bist schwächer als ich.» Da ballen sich eure Hände. «Was? — schreit ihr — du willst mit mir anfangen?» Und kaum wißt ihr, wie es geschah, so ringt ihr mit dem fecken Burschen, liegt entweder am Boden, oder habt ihn niedergeworfen. Blaue Flecken und Beulen sind noch das Wenigste, was ihr bemerkt, wenn ihr, von dem Falle erschüttert, euch erhebt; denn der Fall hat euch ziemlich nüchtern gemacht. Aber mir ging es schlechter. Ich hatte einen Burschen, der mit meinem Mädchen freundlich sprach, niedergeworfen; ich stand auf, aber er nicht. Im Boden des Zimmers stand ein Ast aus der Diele hervor, und darauf war er mit dem Kopf gefallen. Das Blut rann, seine Augen waren geschlossen, er ganz bleich. Ich ergriff die Flucht, lief in den Stall, sprang auf ein Roß, warf die Bunda um, und jagte hinaus. Die Nacht war warm, mein Pferd lief, als ob es fliegen möchte. Ich warf den Mantel, der mir schwer wurde, auf das Pferd unter mich, und erst, als die Luft mein Hemd blähte und mich kühlte, kam ich zur Besinnung. Ich sah um mich, der Mond schien am

Himmel und sein heller Glanz erleuchtete weithin die endlose Pusta. Ich mußte wol einige Stunden auf dem Pferde gefessen haben. Wie ich eben anfing mich zu sammeln, und mein Pferd anzog, um es in einen langsamern Schritt zu bringen, stürzte es plötzlich auf die Vorderfüße nieder. Ich wollte es aufreißen, jedoch der Ruf: «Wohin, Bruder?» ließ mich erkennen, daß das Pferd niedergelassen worden war und nicht strauchelte.

„Wohin? gab ich zur Antwort, dann stockte meine Zunge, denn mir wurde klar, daß ich es selbst nicht wußte, und ich sagte es auch den Männern, die um mich herumstanden. Meine Angst, daß es Verfolger wären, legte sich, denn diese wilden Gesichter schienen selbst der Hayduken persönliche Bekanntschaft ebenso zu verachten, wie ich. Mein Hemd, welches im Mondlichte hell strahlte, und mein Pferd schienen mich in ihren Augen als einen wohlhabenden Mann bezeichnet zu haben, welcher deren mehre zum Wechseln besitze. Die Leute lachten laut über mich, als ich ihnen sagte, sie möchten mich weiter lassen. «Wohin willst du denn eigentlich», fragten sie, «wenn du es nicht weißt? Ueberdies wirst du zu Fuß nicht weit kommen, denn dies Pferd gefällt uns, und wir wollen es dir abkaufen!» riefen sie lachend; «bleibe bei uns,

wenn du keinen Dienst hast, da kannst du das Pferd behalten, und es wird dir gut gehen, wir sind Rosshändler!» Was sollte ich machen, ihr Herren, ohne Pferd konnte ich nicht weiter, ich durfte nicht lange überlegen, denn sie hätten mich selbst auch nicht fortgelassen. Ich wurde also ihr Gefangener, und am Ende, dachte ich mir, ist der Dienst bei Rosshändlern auch nicht zu verachten. Da zog ich denn mit ihnen. Der Dienst war bald gelernt, da ich bei Pferden aufgewachsen, und bald hatte ich mir so viel verdient, daß mich meine Herren, da sie meine Geschicklichkeit schätzen lernten, zum Compagnon machten; aber fort durfte ich nicht, denn sie hatten ein sehr wachsames Auge auf mich. Nur das Eine war mir als ächtem Ungar unleidlich: daß wir unsere Pferde nie lange behielten. Kaum, daß man sich an ein so liebes Thier gewöhnt hatte, wurde es gleich wieder verkauft!

„Ich glaube es wohl!“ rief mein Freund lachend, „das deine verkauftest du wol auch bald?“

„Ja, Herr, auf dem nächsten Markte, den wir besuchten. Da legten meine Herren und auch ich, bis auf Die, welche die Knechte waren, die schönsten Kleider an, sodaß wir reichen Bauern glichen, und wir verkauften unsere Pferde, hatten einen schönen

Erlös, und führten ebenso viele Pferde, als wir verkauft hatten, noch vom Markte, und dies die schönsten; denn ich versichere euch, ihr Herren, wir hatten eine solche Liebe zu schönen Pferden, daß jedes, von dem wir wußten, daß es ausnehmend schön war, es mag sich wo immer befunden haben, uns gehören mußte. Es wird diese Liebe zu den Pferden zu einer wahren Leidenschaft. Lacht nicht, ihr Herren, und habt keine strafenden Nebengedanken, denn es ist buchstäblich wahr, und mancher brave Hauswirth, dem nichts fehlte, ist als Gesellschafter, durch diese Liebe bewogen, zu uns getreten. Hat man ein solches Pferd eine Weile, sieht, da ist ein schöneres bei der Hand, und dieses muß unser werden; dasjenige, was man benutzt hat, wird verkauft, und nun wird alles Sinnen und Trachten auf Erlangung des Gewünschten verwendet. Weidet es frei auf der Puszta, nun, da ist der Kauf nicht schwer. Während Einer von uns mit dem Czikos feilscht, der uns an den Besitzer weist, probirt unbemerkt ein Anderer das schöne Pferd, wir reiten dann fort und haben das schlechte vergessen; das gute will von uns nicht mehr fort, und so reiten wir weiter. Am Jahrmart, im Gedränge, werden die besten Geschäfte gemacht. Jeder hat seinen bestimmten Platz, Einer von uns sieht stets

einen Zweiten. In dem allgemeinen Gewirre werden die Leute betrunken, und mit solchen schließt man die besten Käufe. Lange halten wir uns ohnedies nie auf. Nur muß man sich zum Markte immer anständig und anders als gewöhnlich anziehen, damit man bei den Comitatz-Hayduken ein Ansehen gewinnt; denn wenn man schlecht angezogen ist, spielen sie immer den Vertrauten und wollen Einen als alten Bekannten nicht loslassen. Es ist ein bewegtes Leben, wenn man so frei ist, man hat keinen bestimmten Wohnort. Bald in der Stadt, bald im Wald, bald im Kukuruzfelde, bald auf der leeren Pusta hat man seine Stätte. Doch was Annehmlichkeit, die schönen flinken Pferde gehen über Alles! So dahin zu jagen über die grüne Haide, die Schenkel an den Leib des schlanken Pferdes gepreßt, das dahinschießt und gleichsam in der Luft zu fliegen scheint, wie der Funke, der vom Stern in der Nacht herabfällt, das ist eine Freude!“

„Besonders wenn die Hayduken auf der Pusta euch die Pferde abkaufen wollten?“ unterbrach ihn der Postmeister.

„Da geht es schnell, Herr, dem Wind voraus, der den Staub vor sich her treibt. Doch sind ihrer

Viele, und sind sie ausdauernd, im Augenblick sind wir von den ungesattelten Pferden herab, Einer bleibt im Hemd und Leinenhosen auf seinem Pferde und treibt als Czikos die Pferde vor sich her auf die Weide. Wir bleiben ruhig liegen, machen Feuer und richten unser Essen; unsere Gewehre stecken in unsern Pelzen. Bleibt der Czikos ungefährdet, nun gut; wenn nicht, so hat er noch Zeit, die Pferde uns entgegen zu treiben; die Gewehre schützen uns vor Angriffen, und die schnell bestiegenen Rosse machen uns die Flucht wieder möglich. Was nicht zu retten ist bleibt gewöhnlich zurück. Doch da wir unser Mehre waren, in einzelnen Trupps zogen, Einer voraus, Einer zurück, geschah selten so schwerer Handel. Gewöhnlich, wenn diese Blaujacken kommen, fliegt man auseinander, so, daß Einer soweit sich vom Andern entfernt, daß man sich noch sieht. Dann ziehen sie mitten durch, und bemerken höchstens einen einfältigen Bauer, der auf einer schlechten Mähre seines Weges zieht. Das ist nichts Auffallendes, bei uns reitet ja Jeder. Ja, ich lobe mir die Pusta, sie ist frei, wie das Leben darauf.

„Doch nur zwei Jahre war ich in der Fremde Pferdehändler. Man wagt da doch zu viel, es ist kein sicheres Brot und selbst der beste Kenner ver-

liert oft beim Pferdehandel. Wir hatten viel Unglück: ich hatte einen Schuß durch das Bein bekommen, durch Zufall einmal von einem Hayduken, der glaubte, ich renne mit meinem Pferde davon, und da ich mir nicht viel verdiente, so war ich froh, als ich eines Tages auf dem Jahrmärkte den Burschen gesund und rüstig sah, den ich todt glaubte. Nun beschloß ich nach Hause zu gehen.“

„Ließen die Koffhändler dich denn los aus der Gefangenschaft?“

„Ich mußte mich loskaufen. Ich kam zurück. Zum Glücke brachte ich meinem Herrn ein gekauftes Pferd um die letzten Gulden, die mir blieben; er nahm mich wieder in Dienst. Mein Weib wollte wol anfangs nicht — jedoch es machte sich, und als ich Feldhüter wurde, heirathete ich sie. Und nun bewache ich eure Felder und die meinen auch, die ihr mir dafür zur Benugung laßt, und ich hoffe, ihr Herren, ihr seid mit mir zufrieden.“

„Ganz gewiß!“ sagten die Feldbesitzer, die ebenfalls Ernte hielten und zu uns getreten waren, „Miska, die Diebe fürchten dich wie Feuer!“

„Das sollte ihnen auch meine Flinte geben!“

„Hat sie noch Niemand getroffen?“ fragte mein Freund leise den Feldhüter, als sich Alle erhoben hatten und auseinander gegangen waren.

„Einen, Herr, von den Koxhändlern“ mußte ich —“ sagte er leise, still vor sich hinsehend; „mich traf das Loos; er hatte Einen von uns bestohlen.“

XI.

Eine serbische Ballade.

Es war bereits kalt und frostig. An der Theißbrücke fanden wir eines Nachmittags einen blinden fahrenden Sänger. Er saß auf einem Ecksteine, und strich mit dem Bogen, den er in seinen kalten, zitternden Händen führte, über die einsaitige Geige, die Gusle. Der monotone Gesang wurde durch die monotone Begleitung nicht gehoben. Viel Volk umgab den Sänger. Wir ließen ihn ins Haus kommen. Nachdem er sich an dem mit Stroh geheizten, weiten Ofen erwärmt, und an gebratenen Kastanien und rothem Wermuthweine gelabt hatte, sang er mehrere serbische Balladen. Eine, die mir vor allen gefiel, lautete :

„In der Feste Sebeniko
 Sigen dreißig kühne Reiter,
 Unter ihnen Wuf Terinitsch,
 Ein verweg'ner junger Streiter.
 Gold'ner Wein hat ihn erhigt,
 Hell sein dunkles Auge bligt;
 Aufschreit er: Ihr lieben Brüder,
 Habt ihr's noch im Angedenken,
 Wie geseh'n einst eure Augen
 Türkenscharen reißend schwenken
 Von Udbinja in das Land?
 Wer war's, der die Türken führte,
 Der die Mädchen froh entführte,
 Und begehrend kühn ein Pfand,
 Unfre Heldeuhäupter mitnahm,
 Fort die Männer zog als Sklaven,
 Uns erschlug die Tapfern, Braven,
 Und dann, unverfolgt, entkam?

Wuf Terinitsch, junger Falke,
 Ja, wir haben es gesehen,
 Eingepägt sind dem Gedächtniß
 Blut'gen Krieges herbe Wehen!
 Als die Türken bei uns waren,
 Führte Sufan ihre Scharen;
 Sufan von Udbinja war es,
 Der die Männer uns erschlugen,

Der die Sklaven fortgeführt,
Der die Mädchen fortgetragen!

Als Terinitſch dies vernommen:
Aus dem glänzenden Gefieder
Eines Raben eine Feder
Riß er, ſetzte ſich dann nieder,
Schrieb: O Sukan, Haupt der Türken,
Was dies Blatt dir kündet, höre:
Leicht war's, an der Türken Spitze,
Als der Führer vieler Speere,
Unſer Land weit zu verheeren;
Denn du mochteſt damals hören,
Daß der Wuß noch faſt ein Kind,
Daß er noch zu Roß nicht ſiße,
Und daß ſeines Schwertes Spitze
Dich noch nicht zu treffen ſind';
Aber jezt bin ich ein Held
Und ich rufe dich ins Feld!
Bei Grahowo ſei der Kampfplatz;
Willſt du einen andern — wähle;
Doch, daß Niemand dir zur Stelle
Folge, als dein größter Schatz! —
Bring' Haikuna, deine Gattin,
Der im ganzen Türkenland
Keine gleicht an hoher Schönheit,
Bringe ſie an deiner Hand.

Angelia, meine Schwester,
 Als die Herrlichste der Frauen
 In dem Küstenland bekannt,
 — Du wirst meinem Wort' vertrauen —
 Soll allein nur mich begleiten;
 Wer im Kampfe unterliegt,
 Der verlier' sein Weib, die Schwester,
 Sie gehören Dem — der siegt!

Sukan hat das Blatt empfangen,
 Hat es lächelnd angeschaut,
 Sich bezwingend es gelesen,
 Herzlich dann gelacht und laut.
 Als Haikuna frug den Gatten:
 Wer den Brief an ihn gesendet,
 Ob es seine Feinde thaten?
 Sprach er: Nein! Ihn hat gesendet —
 O Haikuna, treue Gattin —
 Aus der Ungläubigen Lande,
 Aus der Beste Sebeniko,
 Wuk Terimitsch. Feste Bande
 Haben kürzlich uns vereint,
 Denn Verbrüderung geschlossen
 Hab' ich mit dem neuen Freunde.
 Nun schreibt er, daß er entschlossen
 Sei, mich festlich zu empfangen.
 Er woll' seh'n mich und beschenken,

Daß ich immer sein gedenken
 Mög' mit liebendem Verlangen:
 Stets von neuem ihn zu sehen!
 Wenn sodann vereint wir stehen,
 Sollen wir vor Gott beschwören
 Die Verbrüd'ung, die Verbindung:
 Daß fortan wir angehören
 Uns mit herzlichster Empfindung!
 Noch erfleht des Bruders Dringen,
 Gattin, dich mit hinzubringen! —

Rufend heißt er seine Diener,
 Daß zwei Rosse sie ihm rüsten,
 Die alsbald nach Sebeniko
 Ihn im Fluge tragen müßten! —
 Und zwei Rosse eilend fliegen
 Nach dem eb'nen Küstenland',
 Bis daß Sufan auf Grahowos
 Fruchtbar eb'nem grünen Land
 Sieht zwei schöne schwarze Rosse
 Vor 'nem reinen, weißen Zelt,
 Das hell leuchtet auf dem Feld!
 Als Haikuna dies erblickte,
 Fragte sie den theuern Gatten:
 Wer die schwarzen Rosse schickte
 Nach den grünen Wiesenmatten?
 Sufan sprach: Was du erblickt,

Hat der Bruder uns geschickt!
 Und es eilen beide Reiter
 Immer vorwärts, immer weiter,
 Bis sie angelangt am Zelt,
 Das hell leuchtet auf dem Feld.
 In dem Zelt sitzt Wuf, der Jüngling,
 Trinkend süßen dunkeln Wein,
 Den Angelia, seine Schwester,
 Schenkt in gold'ne Becher ein!
 Von dem Rosse steigt der Türke,
 Nicht begehrend Schwur und Treu',
 Und Haikuna, seine Gattin,
 Tritt mit in das Zelt, ohn' Scheu.
 Als der Türk' ins Zelt getreten,
 Sprang der Wuf schnell in die Höhe,
 Wie am Morgen, Wasser suchend,
 Leicht hinspringen kluge Rehe.
 Schnell küßt er des Türken Wangen,
 Hält umarmend ihn umfangen!

Beide setzen sich und trinken
 Dunkeln, süßen, kühlen Wein;
 Als der Tag beginnt zu sinken,
 Spricht der Christ: Der Sonne Schein
 Färbt schon roth des Himmels Blau.
 Heiß' nun deine treue Frau
 Ihren weißen Schleier heben,

Daß ihr Antlig ich erschau',
 Dieses Antlig, weiß und blendend,
 Ob es einem Christen eben
 Wie 'nem Türken wohlgefällt?
 Sufan, sich zur Gattin wendend,
 Heißt ihr's — und der Schleier fällt! —

Offen zeigte sich das Antlig,
 Daß der warmen Sonn' gleich strahlte!
 Als es Wuf Terinitich schaute,
 Raum er seinen Sinnen traute.
 In den dunkeln Augen malte,
 Und auf seinen rothen Wangen
 Sich ein sehnendes Verlangen,
 Und sein Herz begann zu schlagen
 Daß die Brustbeschläg' erklangen
 Und die goldene Schelenka,
 Die er auf dem Haupt getragen!

Darauf sprach der Führer Sufan:
 Christ, o Wuf von Ebeniko,
 Heiß' den gold'nen Ueberthan
 Ab die liebe Schwester nehmen,
 Daß auch ich ihr Antlig schaue, —
 Denn hell scheint das tiefe blaue
 Auge durch das Goldgewebe, —

Ob es auch auf einen Türken
Zauberähnlich werde wirken?

Und den gold'nen Schleier ließ
Wuf die Schwester hoch erheben.
Auf, mit freudigem Erbeben,
Sprang der Türke schnell empor.
Als er dieses Antlig sah,
Rief er staunend: O Allah!
Auf! O Wuf, du froher Zeher,
Lasse stehen Wein und Becher,
Zur Genüge ist gestossen
Gold'ner Wein, nun zu den Rossen!

Wuf schnell, leichten Fußes sprang
Von dem Sessel, und die Wang'
Sich die beiden Helden küßten.
Sie verzieh'n sich Blut und Tod, —
Als ob sie sich tödten müßten; —
Ein Gebet dann noch zu Gott,
Und bereit zum Waffentanze
Griffen Beide nach der Lanze,
Und die Rosse, kaum bestiegen,
Sah man Beide weithin fliegen.

Als sie einen Kreis geritten,
kehrten wieder sie zurück,

Und mit sehnsüchtigem Blick,
 Mit gar freundlich müh'ndem Bitten
 Zu Angelia sprach der Türke:
 Maid du, mit dem süßen Munde,
 Steh' mir bei, wenn mich im Kampfe
 Träfe eine Todeswunde!
 Doch wenn mir das Glück ist günstig,
 Sollt' den Bruder ich erschlagen,
 Will ich bitten dich inbrünstig,
 Daß du mögst die Krone tragen!
 Du sollst herrschen hier auf Erden —
 Deine Sklavin soll Haikuna werden!

Drauf sprach Wuf, der schöne Jüngling:
 O Haikuna, schönste Frau,
 Wenn im Kampfe ich erliege,
 Ich auf deine Hülfe bau! —
 Hör': Ich bin noch nicht vermählet,
 Doch, wenn ich im Kampfe siege,
 Schwör' ich dir, daß dich nur wählet
 Wuf — der nie sprach eine Lüge —
 Zur geliebten einz'gen Frau!
 Hier der Dienerinnen, schau,
 Ich im weißen Hofe habe,
 Die gewann ich in der Schlacht,
 Doch zu deiner Morgengabe
 Werden acht dir zugebracht!

Als Haikuna dieses hört,
 Sinnend sie, ganz leise, schwört:
 Will die Frau des Christen werden,
 Eh' als Sklavin ihr auf Erden!

Weithin flog der Türk' ins Feld,
 Wuf hielt ruhig nah' am Zelt.
 Als der Türke wuthentbrannt,
 Rückgesprengt, auf ihn gerannt,
 Stand er fest und unerschüttert,
 Leicht nur hat der Kapp' gezittert,
 Daß des Türken starker Speer
 Stob in Stücken rings umher!
 Jetzt ritt Wuf, der Türke stand,
 Hoch den Speer in seiner Hand.
 Wuf flog auf dem hohen Rosse;
 Doch dem anstürmenden Stoße
 Widerstand der Türk' mit Kraft,
 Daß in Stücke brach der Schaft.

Beider Lanzen sind zerschellt,
 Und es stößt nun Held auf Held
 Mit gekrümmten scharfen Klingen,
 Die von ihren Griffen springen;
 Doch aus tiefer rother Wunde
 Blutet Wuf. Er glaubt, die Stunde
 Seines Todes nah' heran;

Doch noch ein mal bricht er Bahn
 Sich und seinem schwarzen Roß,
 Und ein ausgeholter Stoß,
 Ein verzweifelt festes Hängen
 An des Türken braunem Nacken,
 Der Wut an dem Leib zu packen
 Sucht, wirft Beide von den Rossen.
 Beide auf dem Boden rangen,
 Beide ihre Arm' verschlangen
 Ineinander, und das Gras
 Ward von rothem Blute naß.
 Schaumbedeckt ist Beider Antlitz,
 Ihre Augen sind umdunkelt
 Von dem Schmerz und von dem Blut;
 Doch der trotzig kühne Muth
 Aus dem Aug' bricht, wie der Blig,
 Der in schwarzen Nächten funkelt!

Als dies schaut der Türkin Blick,
 Fliegt sie über das Gefilde,
 Raßt im Lauf die Säbelstück',
 Die am grünen Boden liegen,
 Und das Auge, sonst so milde,
 Flammt hoch auf; und auf die Streiter,
 Die sich wuthentbrannt bekriegen,
 Stürzt sie los! — Halt ein, nicht weiter!
 Ruft Angelia, schreckensbleich.

Nicht der Bruder darf erliegen
 Eines Weibes weicher Hand;
 Seh' ich ihn, durch dich, als Leich',
 An des Grabes dunklem Rand,
 Will ich selbst die schweren Waffen
 Von dem blut'gen Boden raffen,
 Und mit spitzem Stahl dir brechen
 Aus die Augen — so mich rächen!

Rasch, doch leise, sprach Haikuna:
 Angelia, bleibe ferne,
 Nicht den Bruder will ich tödten,
 Mögen beisteh'n ihm die Sterne!
 Treffen will ich meinen Feind,
 Der es grausam hat beschlossen
 Mich als Sklavin dir zu geben,
 Enden will ich nun sein Leben! —
 In des Türken starken Leib
 Stach sie mit dem scharfen Stahle,
 Wo befestigt war die Schale,
 Die, gefüllt, den Durst einst stillte,
 Nun mit rothem Blut sich füllte.
 So tief war der Stahl gedrungen,
 Daß man sah das Weiß der Lungen!

D'rauf bezwang der Christ den Sultan,
 Schleudert hin ihn auf den Plan.

Doch auch er brach selbst zusammen,
Seine Augen weich verschwammen.
Angstlich eilen beide Frauen,
Die mit trüber Seele schauen
Hin den Vielgeliebten sinken.
Sie verbinden seine Wunden,
Laben ihn mit gold'nem Weine.
Auffschlägt er das Aug', und trinken
Muß er tief in vollen Zügen.
Als er wieder Kraft gefunden,
Und ihn stützten seine Beine,
Sah man ihn aufs Ross zu fliegen,
Beide Frauen kräftig schwingen
In den Sattel, und im Flug
Sie der schlanke Zelter trug.

Als getauft die schöne Frau,
In der Kirche hohem Bau,
Wurde sie sein trautes Weib,
Und gesegnet ward ihr Leib.

XII.

Ein Magyarone.

So drückend die Hitze im Sommer gewesen, so empfindlich war hier der erste Frost, der die Grashalme mit Reif überzog und das Schilf sinken machte. An einem Tage des Spätherbstes holte mich der Arzt des Städtchens ab, indem er mich einlud, mit ihm nach Magyar-Kanischá hinüber zu fahren, woselbst die Wahl der Vorstände des Lesecasinos vorgenommen werden sollte. Auch diese Wahl nannte er *tiszlujitás*, obwohl diese Bezeichnung eigentlich nur der Wahl der Comitatsbeamten beigelegt wird.

Wir kamen in dem Wirthshausaale an. Er begann sich zu füllen. Ich ging mittlerweile in die Lesezimmer und besah die Zeitungen. Da lagen alle ungarischen, eine in Pesth erscheinende serbische, und nur die einzige deutsche Pesther Zeitung, obwohl mehre Mitglieder dieses Casinos Deutsche waren. Ein Deutscher, ein alter Arzt, war eben mit mehren Ungarn im Lesezimmer anwesend und stritt mit ihnen,

indem er sich vergeblich anstrengte in Bohn zu gerathen, warum nur eine einzige deutsche Zeitung auf-
 liege, während so viele ungarische da seien; wie die
 deutschen Mitglieder, die ebenso viel als die ungari-
 schen beitrügen, dazu kämen, so zurückgesetzt zu wer-
 den. „Wartet nur,“ rief er, „ich werde in der
 Versammlung einen Heidenlärm erheben, ich werde
 die Vorstände stürzen, ha ha!“ Dieses gemüthliche
 Lachen, das sagen zu wollen schien: „Seid nur nicht
 böse, ich rede bloß im Scherze,“ warf ihn auch völlig
 aus seiner erkünstelten Aufregung, und Arm in Arm
 ging er plaudernd und scherzend mit den Ungern weiter.
 Er erwähnte auch später nichts von seinen Beschwerden.

Unterdessen hatte sich der Saal gefüllt. Rings
 umher saßen die Mitglieder des Casinos; in der Mitte
 an einem Tische der Vorstand, der Herr Stuhlrichter,
 der die Wahl leitete, und zwei Schreiber. Einige
 einleitende Worte des Präsidenten eröffneten die Wahl.
 Da trat der Eskütt (Geschworene), der Unterbeamte
 des Stuhlrichters, hervor und begann: „Edle und
 hochmögende Herren! Ich glaube die Wahl nicht auf-
 zuhalten, wenn ich vorerst die Herren auffodere, den
 wenigen Worten, die ich im allgemeinen Interesse
 angemessen finde vorauszuschicken, die gütige, nöthige,
 ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich bin voll-

kommen überzeugt, daß ich die Gefühle, welche die Herzen aller Anwesenden erfüllen, ausspreche, wenn ich dem Herrn Präsidenten, dem edeln und adeligen, hochmögenden und würdigen Herrn Stuhlrichter, für die unermüdlige Sorgfalt, die aufopfernde Großmuth, womit er dieses Institut gegründet, den kleinen Samen zwar, aber die Ursache unendlicher Wirkungen, nämlich der immer sich verallgemeinernden Bildung, der erweckten Vaterlandsliebe und des Freiheitsfinnes, der alle ungarischen Herzen hoch auflodern läßt, den innigsten Dank ausspreche!“

Lebhafte „Ehrens“, wobei sich Alle erhoben, und der Stuhlrichter gnädig und freundlich lächelnd dankte.

„Ich sage ferner nochmals den lebhaftesten Dank dem geehrten Vorstande, dem adeligen, edeln, hochmögenden Herrn Stuhlrichter, für die außerordentliche Aufopferung, womit er zum allgemeinen Wohle sich herabließ, die drückende Bürde eines Präsidenten dieses Lesecasinos anzunehmen, und auch im verflossenen Jahre die Mühe nicht scheute, Alles aufzubieten, um unser Institut in den hohen Flor zu bringen, in welchem es sich zu dieser Zeit befindet und, will es Gott und die edeln Herren, auch fortan sich befinden soll.“

Wiederholte Zurufe und Beifallsbezeugungen, untermischt mit halljunk! (Hört!)

„Ja, meine Herren, ich bin fest überzeugt, ihre Weisheit wird den richtigen Pfad betreten, der allein zum Glücke führen kann. Ich baue so vollkommen darauf, daß ich nur unser Aller einstimmigem Herzensdrang Worte verschaffe, wenn ich in kurzem — ohne erst weitläufig auf die Verdienste des edeln, adeligen und hochmögenden Herrn Stuhlrichters aufmerksam zu machen, was bei der Last, die er zu übernehmen die gütige Gewogenheit haben soll, nur Beleidigung sein könnte — den Herrn Präsidenten im Namen von all' den verehrten Herren bitte, nochmals seine schon so oft misbrauchte Güte dem Institute wieder angebeißen zu lassen, und die ehrende Würde eines Präsidenten von neuem anzunehmen.“

Man kann denken, welch' ein Sturm von „Eijens“ die Wände erschütterte und daß der Stuhlrichter *per acclamationem* neuerdings für das folgende Jahr zum Präsidenten erwählt wurde. Er, der bisher bescheiden und freundlich lächelnd dageessen hatte, erhob sich demnach, und sprach in einer kurzen Rede gerührt dankend seine Gefühle aus, wie er das hohe in ihm gesetzte Vertrauen nicht verdiene, sich aber alle Mühe geben werde, u. s. w.

Nun trat der Herr Notar auf und sprach dem edeln, adeligen, geehrten Herrn Polizeirichter ebenfalls

den Dank der Versammlung aus für die Verdienste, die er als Vorstand=Stellvertreter sich erworben und deren Erwähnung er nun gnädigst entgegennehmen wolle, schlug diesen zur Beibehaltung seiner Würde vor, was ebenfalls mit Acclamation angenommen und verzeichnet wurde, wogegen der Herr Polizeirichter nicht unterlassen konnte, auf dieselbe Art dem Herrn Notar abermals zur Würde des Kassirers zu verhelfen. Dann rief er noch einige Herren zu Ausschußmitgliedern aus, und Alle waren so enthusiastisch, daß seine weitem Vorschläge nicht mehr abgewartet wurden, sondern die Gesellschaft, die anfangs ruhig dagesessen, aufsprang und Jedes Namen rief, von denen Diejenigen, die am lautesten gerufen wurden, als Ausschüsse bezeichnet zu werden, das unendliche Glück hatten.

Der allgemeine Jubel und die Freude über das so vortrefflich vollführte Geschäft mußten natürlich durch etwas Wesentliches erhalten werden, damit sie nicht ununterstützt verflüchtigten. Schnell wurde ein langer Tisch im Saale hergerichtet, Tischtuch, Teller und Eßgeräthe waren im Nu da, die hohen Flaschen mit weißem und rothem Weine harrten sehnsüchtig ihrer noch sehnsüchtign Liebhaber, und bald dampften Suppe, Paprikahühner und bei uns sogenannte Zweckert mit Käse auf dem Tische. Alle setzten sich, und die

von Szegedin eigens beschiedenen Zigeuner fingen an zu spielen. Es waren bei hundert Personen zu Tische, die Tafel war auf Kosten des Herrn Stuhlrichters, des Casinopräsidenten, hergerichtet worden. — —

Die Vortrefflichkeit der Tischreden und Speisen zu beschreiben ist unmöglich, denn ich konnte keinem von beiden meine ungetheilte Aufmerksamkeit zuwenden. Von allen Seiten wurde zugetrunken, und wenn ich auch nur jedem Glase einen Schluck entgegensezte, so war es mir doch unmöglich, die nöthige Klarheit zu behalten, die mich, um ruhig zu beobachten, im Stande erhalten hätte. Mit dem Stuhlrichter war ein Fiscal da, von Geburt ein Serbe, seiner Gesinnung nach, so weit man nämlich dem äußern Anscheine nach urtheilen konnte, jedoch ein entschiedener Magyarone, wie man die Anhänger der Magyaren in neuester Zeit in Agram zu taufen beliebte. Nach beendeter Mahlzeit nun, nachdem Alles des Guten genug gethan, kam er auf mich zu mit emporgehobenem Glase und fing an, mit tiefem Gefühle und beinahe vor Rührung bebender Stimme, mir eine Lobrede zu halten.

„Ja,“ rief er, „wir Alle ehren Ihr Verdienst! Sie sind von weitem hergekommen, uns kennen zu lernen, unser Land, das Paradies der Erde, kennen zu lernen! Ruhm und Ehre Ihnen! Sie werden von uns erzählen;

wir kennen uns selbst nicht, wir haben zu wenig Kenntnisse, aber Sie bei Ihrer Bildung —“ Tief ergriffen von diesen Complimenten stieß ich, bescheiden ablehnend, mit meinem Glase an das seine an, daß der helle Klang seine Worte übertönte. Er riß mich in seine Arme, herzte und küßte mich, ein „Elsen“ erschütterte die Räume, die Gläser klirrten, und das Alles überschmetterte die Zigeunermusik.

„Kommen Sie,“ rief er, nachdem sich der Lärm gelegt hatte, „kennen Sie unsere wunderbaren Nationalmelodien? Zigeuner auf, spielt den Rákoczi szomorú (den traurigen Rákoczi). Die ergreifendsten Trauertöne durchzitterten den stillen Saal und der Fiscal wiegte sich schluchzend, indem er mich krampfhaft an sich preßte, leise mit mir hin und her.

Plötzlich erweckten die lebhaften Töne des zweiten Theiles Lust und Leben. Alle fingen an zu jubeln und zu tanzen, und mich drehte mein Fiscal so lange herum, bis ich, vom Weine ohnedies betäubt, alles Bewußtsein verlor.

Kanisha wurde ein Schutthausen. Ob noch Jemand von Denjenigen lebt, deren ich mich hier erinnerte, weiß ich nicht; doch mag ich nicht daran glauben, daß Alles todt ist!



